

Preisträger-Texte des Schüler-Schreibwettbewerbs
im Rahmen des Festivals

„Sieben auf einen Streich.

Junge Literaturtage Westmünsterland 2014“

Thema

Reise ins Ungewisse



VHS

aktuelles
forum

Vorwort

„Bestimmt bis du schon einmal verreist. Aber hast du auch schon eine Reise ins Ungewisse unternommen? Eine Reise, bei der dir das Ziel unklar war? Oder eine Reise, bei der alles ganz anders verlaufen ist, als du es erwartet hast?“

Mit diesen Fragen begann der Aufruf zum Schüler-Schreibwettbewerb „Reise ins Ungewisse“, der im Rahmen des Festivals „Sieben auf einen Streich. Junge Literaturtage Westmünsterland 2014“ ausgetragen wurde. Veranstalter des Festivals wie des Schreibwettbewerbs waren

das aktuelle forum Volkshochschulen
die Stadtbücherei Ahaus,
die Öffentliche Bücherei St. Otger Stadtlohn
die Öffentliche Bücherei St. Georg Vreden
die Buchhandlungen Lesezeit (Ahaus) und
Schaten (Ahaus/Vreden).

Wir alle waren gleichermaßen verblüfft und erstaunt, als wir zu Beginn der Sommerferien 150 Einsendungen erhielten, 100 davon allein in der jüngsten Altersgruppe der 7 – 9-Jährigen.

Die blühende Fantasie in den Geschichten hat uns ebenso überrascht wie die gewählten Themen. Abenteuerwelten kommen ebenso vor wie harter Realismus: Suchtgefährdung und Prostitution, Demenz und Krebsleiden – die jungen Autorinnen (zumeist) und Autoren (eher wenige) schrecken vor ernstesten Themen keinesfalls zurück. Sie eignen sie sich an. Kinder und Jugendliche schreiben – mit Lust und Ernst. Das ist für uns die Quintessenz des Wettbewerbs.

In diesem Buch veröffentlichen wir die Texte der Preisträger/innen. Bei ihnen hatte die Jury den Eindruck, dass sie unbedingt erzählt werden mussten – sie waren und sind ihren Erfinder(inne)n ein Herzensanliegen.

Wir danken der Jury: den Schriftstellern Dirk Reinhardt und Klaus Uhlenbrock sowie Stefan Grothues (Münsterland Zeitung), Melanie Tenhumberg (Stadtbücherei Ahaus) und Regine Thibaudier (Buchhandlung Lesezeit).

Die Titelblätter zu den hier veröffentlichten Geschichten haben die Preisträgerinnen Annika Dirks, Lydia Gebker-Erning, Christina Geling und Mae-Christine Müller in einem Workshop mit Uwe Esperester gestaltet. Ihm danken wir für die grafische Gesamtkonzeption des Buches.

Den Sponsoren des Literaturfestivals „Sieben auf einen Streich. Junge Literaturtage Westmünsterland 2014“ sei für die großzügige Unterstützung gedankt:

der Sparkassenstiftung für den Kreis Borken
der Werner Richard-Dr. Carl Dörken Stiftung sowie dem
Ministerium für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und Sport
des Landes Nordrhein-Westfalen.

Ahaus, im November 2014

Nikolaus Schneider

Dr. Nikolaus Schneider
(VHS-Direktor)

Statt Inhaltsverzeichnis

Die Abfolge der Geschichten entspricht der Reihenfolge der Preisträgerliste, beginnend mit der jüngsten Altersgruppe.

Die Preisträgerinnen und Preisträger

Altersgruppe 7 bis 9 Jahre

- | | | |
|----------|-----------------------------------|--------------------------------------|
| 1. Preis | Charlotte Vera Schneider (Legden) | Der noch nicht erforschte Hundestern |
| 2. Preis | Lara Klose, Gronau | Das Ferienlager |
| 3. Preis | Martha-Frida Blisniewski, Ahaus | Bei Vollmond am See |

Altersgruppe 10 bis 12 Jahre

- | | |
|----------|---|
| 1. Preis | Jakob Heinen, Ahaus |
| 2. Preis | Victoria Drodofsky, Ahaus |
| 3. Preis | Gruppenarbeit:
Maike Schönebeck
Milena Terstriep
Jana Lütke-Wissing
Antonia Hartmann
Anne Sophie Jung (alle Ahaus) |

Altersgruppe 13 bis 15 Jahre

- | | |
|----------|---|
| 1. Preis | Lydia Gebker-Erning, Nottuln |
| 2. Preis | Marie Franke, Legden |
| 3. Preis | Christina Geling (Stadtlohn) und
Sabrina Konert (Dülmen) |

Altersgruppe 16 bis 18 Jahre

- | | |
|----------|------------------------------|
| 1. Preis | Mae Christine Müller, Vreden |
| 2. Preis | Nagihan Kiyik, Ahaus |
| 3. Preis | Annika Dirks, Stadtlohn |

Impressum

**Preisträgertexte des Schüler-Schreibwettbewerbs
„Reise ins Ungewisse“
im Rahmen des Literaturfestivals
„Sieben auf einen Streich.“
Junge Literaturtage Westmünsterland 2014“**

© der Texte bei den Autorinnen und Autoren

Herausgegeben vom aktuellen forum Volkshochschule, Dezember 2014

Grafische Gestaltung: Uwe Esperester

Druck: Laudert GmbH Vreden

Gefördert durch:

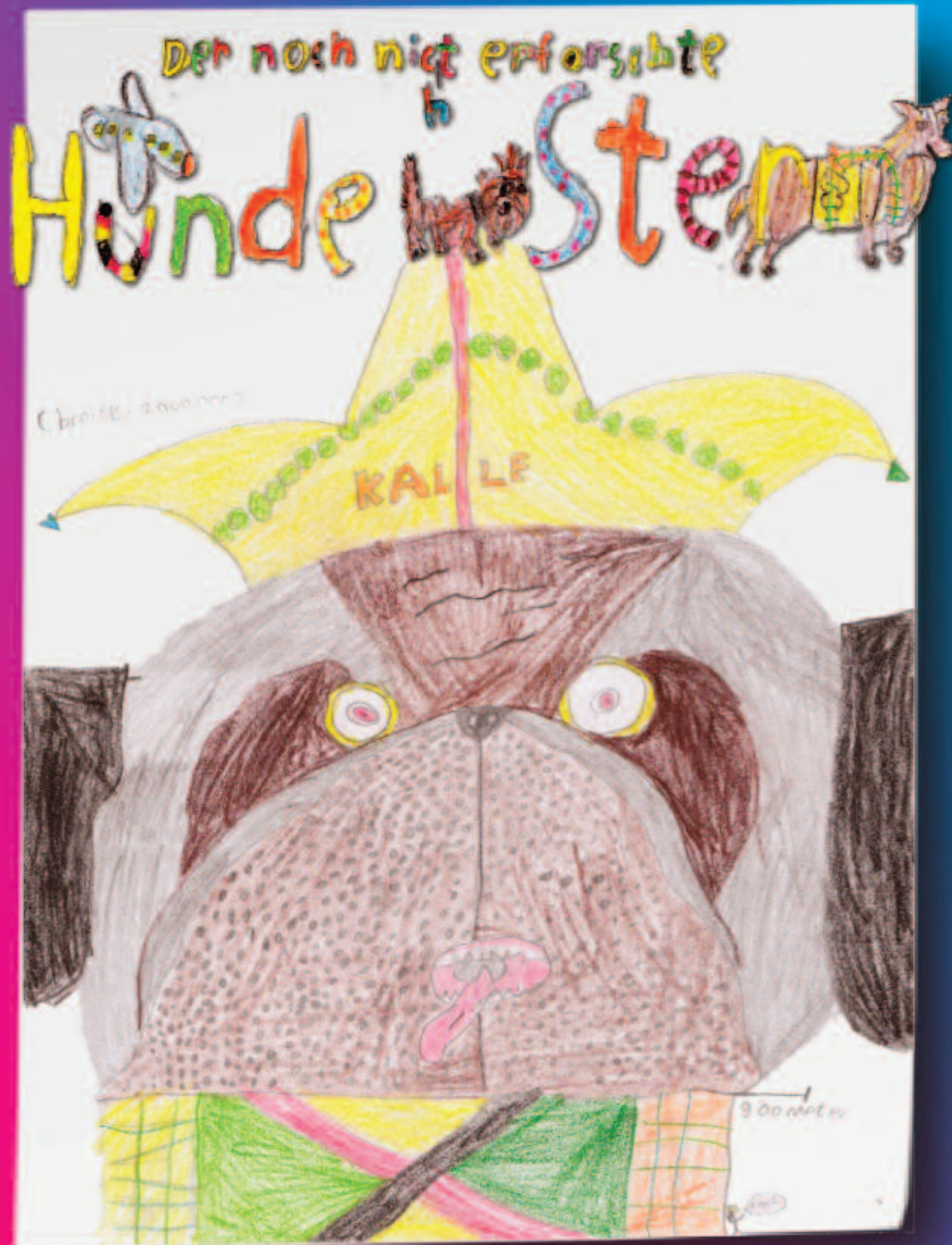
 Sparkassenstiftung
für den Kreis Borken


Werner Richard-
Dr. Carl Dörken
Stiftung

Ministerium für Familie, Kinder,
Jugend, Kultur und Sport
des Landes Nordrhein-Westfalen



Charlotte Schneider



Der noch nicht erforschte Hundestern

Das bin ich: ich heiße Charlotte, bin 8 Jahre alt und liebe Hunde. Ich habe hellbraune Haare und fast immer einen Zopf, braune Augen, eher große Schneidezähne und ich habe mindestens 18 Kuschtiere in meinem Bett. Ich finde es blöd ein Mädchen zu sein, deswegen ziehe ich nie gerne Kleidchen an !!!



Also, es war Nacht. Wie gewöhnlich ging ich um 8 Uhr ins Bett. Doch irgendwie konnte ich nicht einschlafen. Also ging ich zum Fenster, denn unsere Nachbarn haben immer den Fernseher laufen, sogar in der Nacht. Ich schaute also aus dem Fenster und guckte bei unseren Nachbarn in den Fernseher. Doch da kam natürlich nur langweiliger Erwachsenenkrampf. Ich gähnte und um frische Luft zu kriegen, öffnete ich das Fenster. Huh! Ein wenig kalt. Deswegen legte ich mir meine Bettdecke um und ging wieder zum Fenster.

Aber... aber... aber was war das? Ich spürte einen Sog. Der Sog wurde stärker. Er kam auf mich zu. Es war so als ob meine Bettdecke sich aufblähte. Nein es war nicht nur so, sondern es war Wirklichkeit. Sie blähte sich auf und... und... trug mich aus dem Fenster!

„Woooow, ich fliiiiiege.“ – Tja, ich flog wirklich. Es war wie eine Reise ins Ungewisse. Ich wusste nicht wohin die Reise ging, aber ich wehrte mich nicht. Denn eigentlich ist es ja richtig cool wenn man mit seiner Bettdecke fliegt. Es war aber schon ungewöhnlich. In was wurde ich reingezogen? Flog ich, oder fiel ich vielleicht sogar? Wie ein Strudel war es, nur in der Luft. Wohin um Himmelswillen ging die Reise oder was das auch immer war !!! ???



Doch nun merkte ich ganz deutlich, dass ich aufwärts getragen wurde. Der Flug wurde langsamer und langsamer. „Hä“? Was war das? Zwei Wächter standen vor einem Tor zu einem Land? (Die Wächter waren Hunde.)

Sehr viele Sterne sind ja schon erforscht worden, aber bei diesem Stern war ich mir sicher, nie im Leben ist dieser Stern schon erforscht worden !!!

Ich wollte mir den Stern eigentlich nur von weitem ansehen. Aber meine Bettdecke brachte mich immer und immer mehr zu dem Tor. Als ich gerade mal 4 Meter vom Tor entfernt war dachte ich: jetzt würden mich die zwei Hunde ganz böse angucken. Aber die Hunde strahlten mich aus hübschen Augen an? Ich lächelte dann auch.

Meine Bettdecke hatte mich jetzt schon so nah an das Tor und an die Wächter dran getragen, dass ich wenn ich meinen Arm ausgestreckt hätte, die Hunde streicheln könnte. Der eine Hund sagte zu meinem Erstaunen in normalem Deutsch „Komm rein du Blaue“. „Hä“ sagte ich, ich bin doch ein weißer und kein blauer“. „Kommst du vom blauen Planeten?“ „Ja“ „Und wieso behauptest du dann du wärst weiß?“ „Weil guck doch mal, wir sind weiß. Die Chinesen sind gelb, die Afrikaner sind schwarz und die Indianer sind rot und wir kommen

alle vom blauen Planeten, denn der blaue Planet heißt nur blauer Planet, weil es auf dem blauen Planet so viel Meer gibt. Von hier oben kann man nicht die ganzen Einzelheiten erkennen.“ „Aber trotzdem, komm rein“. – Ich ging also rein und erstarrte! Es war wie... wie... wie... wie... in Berlin. Wirklich. Nur statt Menschen waren es HUNDE! Ganz viele verschiedene. Das war ja wie ein Hundeland, so könnte man das sagen. „Wow“ sagte ich ohne Ton.

Da kam ein Hund aus dem Gewusel heraus. Ich staunte „Du bist doch Kiera der Hund von unseren Nachbarn“ sagte ich. „Ja“ sagte Kiera. „Hä, seit wann kannst du sprechen?“ „Auf der Erde kann ich nicht sprechen, aber hier ist ja das Hundeland. Alle Hunde die du kennst, also alle Hunde die auf der Erde leben sind nachts immer hier im Hundeland und alle behalten ihre Berufe. Also zum Beispiel die Hunde die Sport machen, machen hier auch Sport. Bonni hat gerade den ersten Platz im Wettrennen gewonnen.“ Ich staunte nicht schlecht, dass Bonni (der mini kleine Hund von unseren Nachbarn) ein richtig guter Sportler ist.

Kiera und ich gingen ein bisschen umher. Ich stellte Kiera Fragen und Kiera beantwortete sie mir. Wir kamen immer tiefer in das Land rein und ich fand es immer schöner. „Wollen wir mal zum König?“ fragte Kiera. „Oh ja“ sagte ich. „Den König kannst du dann noch mehr fragen als mich. Er ist schon 999 Jahre alt und weiß mehr als wir alle zusammen“ sagte Kiera.

Beim König angekommen sah Kiera zum König auf. Der König fragte was Kiera hier wollte. Kiera trat einen Schritt nach rechts (denn ich hatte mich hinter Kiera versteckt) und sagte: „Wir haben durch einen Zufall einen Menschen zu Besuch“. „Aha“ sagte der König „Was willst du Menschling denn?“ „Naja, ich bin durch einen Zufall hier und finde es hier so super schön und... Und da wollte ich ... einfach fragen, ob ich auch immer nachts hier sein kann. Es wäre mir eine große Ehre“.

„Das hätte uns sehr gefreut, aber wir sind nicht reich, deine Ablösesumme ist bestimmt viel zu teuer für uns“ sagte der König. „Was hör ich da? Wie Ablösesumme?“ „Ja Ablösesumme“. „Ach was“ lachte ich, „Natürlich keine Ablösesumme, das Geld muss ich doch bezahlen.“ „Wenn das so ist, dann bezahlt eben niemand und wir sind beide ober zufrieden“ ergänzte ich den Satz.

„Oh, aber ich weiß gar nicht... ich weiß ja gar nicht, wie ich hier hin komme. Meine Bettdecke hat mich ja ganz durch Zufall hier hin getragen“. „Kein Problem du musst immer nachts um 12 Uhr dir die Bettdecke umlegen, natürlich musst du auch das Fenster aufmachen“ sagte der König.. Ich danke euch so viel, was soll ich für euch tun?“

„Naja, eine Sache wünschen wir uns sehr, aber ich weiß nicht, ob du sie uns erfüllen kannst.“ „Vielleicht kann ich euren Wunsch doch erfüllen, aber erst muss ich wissen, was das für ein Wunsch ist.“ „Ach, ich glaube nicht, dass du ihn uns erfüllen kannst aber trotzdem: Wir wollen das 8te Weltwunder haben“ sagte der König. „Das geht vielleicht, aber was soll es sein? Ein Denkmal, ein Gebäude, eine Brücke, ein Turm oder Schiff oder so?“

„Uns würde ein Denkmal am besten gefallen“ sagte der König. „Naja, alleine geht das nicht, ich würde wohl meine Freunde holen aber das Land hier soll

ja ein Geheimnis bleiben. Also ich kann das Denkmal nur bauen, wenn ihr hier Arbeiter im Hundeland habt“. „Über genug, nur du willst doch bestimmt wissen, was die Statue für eine Person zeigen soll“. – „Ja natürlich“ – „Es soll ein großer (1.000.000 M) Hundekopf, also ein Boxer-Hundekopf werden“. „Und wenn ich fragen



darf wer ist das gewesen?“ fragte ich. „Der, der sich gegen die Menschen gewehrt hat und dieses Land gegründet hat“. „Na dann NICHTS WIE LOS“ rief ich.

Kiera trommelte alle Arbeiter zusammen. Der König erklärte das was ich vorhatte. Die Hunde waren außer sich vor Freude. Sie jubelten und klatschten. Doch plötzlich viel mir eine wichtige Frage ein „Wieso braucht ihr unbedingt einen Menschen um das Denkmal zu bauen?“



„Hunde sind nicht so geschickt wie ihr Menschen“ sagte der König. „Und woher sollen wir die Steine und Farbe und Leitern und Hammer und und und... herkriegen?“ fragte ich. „Das zeigen dir unsere Arbeiter“, versprach der König und die Masse von Arbeitern trug mich aus dem Palast heraus.

Wir wanderten ein ganzes Stückchen und ich staunte und staunte. Am Ende kamen wir an einem Gebirge an. Ein Berg fiel mir besonders auf. Er war riesengroß und riesenbreit. Die Hunde merkten wohl, dass der Berg mir besonders auffiel. Sie sagten „Aus diesem Berg werden wir das Denkmal machen. Die Farbe besorgt der Maler. Der Tischler kann auch bauen also macht der uns die Leitern, und das Werkzeug haben wir schon vorbereitet, weil wir uns gedacht haben, dass irgendwann mal ein Mensch kommen wird.“

„Na dann holt die Leitern, die Farbe und das Werkzeug und dann nichts wie los. Der König hat mir einen Plan mitgegeben wo genau draufsteht, wie das Denkmal aussehen soll. Eigentlich kann nichts mehr schief gehen“ sagte ich. „Lass uns ein Lied anstimmen, ich kenne eins das schnell zu lernen geht“ sagte einer der Arbeiter „ich singe es euch einmal vor“:

„Arbeit ist das halbe Leben, ohne Arbeit hat das Leben keinen Sinn. Ordnung ist die andere Hälfte, ohne Ordnung wär's dumm. Wer uns sieht fängt fröhlich an zu pfeifen, denn wir sind ein lustiges Volk.“

„Arbeit ist das halbe Leben, ohne Arbeit hat das Leben keinen Sinn.“



Ordnung ist die andere Hälfte, ohne Ordnung wär's dumm. Immer gute Laune und stets ein kleines Lied, wir sind ja so froh, dass es uns gibt!“

„Na, wie hat euch mein Lied gefallen? Wir singen es mal alle zusammen“.

Das Lied war wirklich leicht zu lernen. Die Hunde konnten es noch schneller als ich. Wir fingen an. Wir stellten die Leitern an den Berg und fingen an und sangen das Lied. Es machte mir eigentlich großen Spaß. Wir hämmerten und hackten und malten und kletterten und man merkte irgendwie wirklich, dass ich geschickter als die Hunde war.

Jeder normale Mensch glaubt, dass man für sowas mehrere Jahre braucht (habe ich auch gedacht). Aber von wegen. Weil alle Hunde mitmachten dauerte es, oh Wunder, nur 12 Stunden. Naja, so ein Wunder ist das ja auch wieder nicht, weil, stellt euch mal vor die ganze Welt würde an so was arbeiten, das ging dann auch ruckzuck.

Alle halfen tüchtig mit und jeder bekam einen Ausweis als Arbeiter. Das Schwierigste war allerdings die Krone mit den vielen Zacken und das ganze Glitzerzeug. Aber ich muss wirklich sagen, dass es uns gut gelungen ist (ich will jetzt nicht angeben, aber es ist uns eher sehr sehr gut gelungen) und übrigens sogar der König hat mitgeholfen zu bauen. Als nun alles fertig war, ich meine auch das Lob an mich und alles, ging ich zum König und sagte „jetzt muss ich aber wirklich gehen. Morgen sehen wir uns ja sowieso wieder.“

„Ja“, sagte der König, „morgen sehen wir uns wieder und übrigens deine Bettdecke fegt dich auch einfach so nach Hause. Tschau, bis morgen“. Ich breitete meine Bettdecke aus und sie trug mich nach Hause. Dort war es schon morgen und als ich auf die Straße hinaus sah, sah ich einen kleinen Straßenkötter vorbeilaufen und es war der König. Ich rannte zu ihm und flüsterte ihm ins Ohr



„Ich heiße übrigens Charlotte“.

Lara Klose

DAS FERIENLAGER



Das Ferienlager

Julia, Lucy und Susi gehen den Fußweg entlang. Sie kommen gerade von der Schule. Julia kickt einen Stein vor sich her. Der Stein springt auf die Straße. Julia holt ihn schnell wieder. Sie nimmt den Stein in die Hand und guckt ihn sich an. Sie sieht, dass der Stein schön glitzert. Julia steckt den Stein in ihre Hosentasche. Plötzlich kommt auch Millie zu den Dreien. Sie fragt die anderen: „Wollt ihr heute Nachmittag mit zu meiner Oma kommen?“ Lucy und Susi sagen: „Das ist eine gute Idee.“ Sie fragen, ob Julia auch mitkommen möchte. Julia antwortet: „Nein, ich habe heute keine Zeit. Ich muss heute zum Flöten-Unterricht. Ich muss schnell nach Hause. Ich geh schon mal vor.“ Die Drei antworten: „Okay, tschüss dann.“

Als Julia nach Hause kommt, geht sie gleich in ihr Zimmer und holt den Stein aus ihrer Hosentasche. Sie nimmt eine Lupe aus dem Schrank und legt den Stein auf ihren Schreibtisch. Sie guckt sich den Stein mit der Lupe genau an. Ihre Mutter ruft: „Julia, kommst du zum Essen?“ Julia erschrickt durch das plötzliche Rufen und stößt gegen ihren Schreibtisch. Der Stein fällt runter und zerbricht. Julia ist fassungslos, denn ein Ring ist aus dem Stein gefallen. Julia hebt den Ring auf. Sie sammelt die Stücke von dem zerbrochenen Stein ein und legt sie zusammen mit dem Ring in ein Kästchen. Julia antwortet ihrer Mutter: „Ja, ich komme gleich.“

Nach dem Mittagessen geht sie in ihr Zimmer und macht ihre Hausaufgaben. Als sie fertig ist, holt sie den Ring wieder aus dem Kästchen und setzt ihn sich auf den Finger. Der Ring hat in der Mitte einen roten Edelstein, der ab und zu seine Farbe wechselt. Mit ihrem Zeigefinger drückt sie auf den Edelstein. Plötzlich liegt ein Brief auf ihrem Schreibtisch. Sie macht den Briefumschlag auf, nimmt den Brief heraus und liest ihn. Da drauf steht: „Liebe Julia! Bitte packe in eine Tasche folgende Sachen ein: Kleidung für eine Woche, eine Zahnbürste und Zahnpasta, Haarbürste, deinen Geldbeutel und was du sonst noch so brauchst. Pack bitte kein Bettzeug ein! Nun lies den 2. Brief.“

Julia ist verwundert und rätselt, von wem der Brief sein könnte. Sie sucht im Umschlag nach dem 2. Brief, findet ihn aber nicht. Sie guckt unter ihren Schreibtisch; dort liegt er. Sie hebt ihn auf und faltet ihn auseinander.

Da steht drauf: „Liebe Julia! Ich bitte dich, erst den 1. Brief zu lesen, bevor du diesen 2. Brief liest. Bitte komm noch heute zum Bahnhof. Vor der Cafeteria drück bitte noch einmal auf den Edelstein an deinem Ring.“ Julia packt die Sachen, die auf dem Brief standen, in eine Tasche ein. Nun kommt sie zu dem Satz „...was du sonst noch so brauchst.“ Sie überlegt nicht lange und packt drei Bücher, ihr Lieblings-Kuscheltier „Wau-Wau“, ihre Querflöte und Ohrstöpsel ein. Sie ist aufgeregt. Sie weiß nicht, was sie vor der Cafeteria erwartet und wo der Brief plötzlich herkam.

Sie nimmt die Tasche in die Hand und geht damit die Treppe runter. Sie geht zu ihrer Mutter in die Küche und sagt zu ihr: „Ich geh jetzt zum Flötenunterricht und nachher übernachtete ich noch bei meiner neuen Freundin - für eine Woche lang. Ist das okay?“ Ihre Mutter antwortet: „Okay, aber wenn was ist, dann ruf bitte an. Du kennst ja unsere Telefonnummer, oder?“ Julia erwidert: „Natürlich kenne ich unsere Telefonnummer. Bis nächste Woche dann.“ Sie gab ihrer Mutter noch schnell einen Kuss, dann ging sie schnell nach draußen.

Als die Flötenstunde endlich vorbei war, ging sie zum Bahnhof vor die Cafeteria. Sie drückte mit ihrem Zeigefinger auf den Edelstein in der Mitte des Ringes. Nun lag ein neuer Brief vor ihren Füßen auf dem Boden. Sie hob ihn auf und las ihn. Dort stand drauf: „Liebe Julia! Ich hoffe, du hast an alle Sachen gedacht. Bitte nimm den nächsten Zug auf Gleis 8. Dort ist sehr schöne Musik drin. Wenn du im Zug sitzt, gehe ganz nach Vorne zu dem Schaffner. Sag ihm deinen Namen; er wird dir helfen. Er wird dir auch sagen, wann du wieder aussteigen sollst.“ Julia ging zu Gleis 8. Sie wartete bis der Zug kam. Als er da war, stieg sie ein und ging nach Vorne zu dem Schaffner.

„Hallo. Ich heiße Julia.“, sagte Julia. Der Schaffner holte einen Zettel aus einer Schublade heraus und hakte den Namen 'Julia' ab. Der Schaffner sagte: „Such dir einen Platz in meiner Nähe, damit ich dir rechtzeitig Bescheid sagen kann, wenn du aussteigen musst.“ Julia setzte sich schräg gegenüber von dem Schaffner. Sie guckte sich die anderen Reisenden an was die so taten. Einige lasen, einige hörten Musik, einige guckten nur aus dem Fenster und einige saßen einfach nur herum und taten nichts. Der Zug fuhr los. Julia ging nach Vorne zu dem Schaffner und fragte ihn: „Wie lange werden wir unterwegs sein?“

Der Schaffner antwortete: „Gleich darfst du aussteigen. In den nächsten Zug musst du auch eine Nacht bleiben. Der nächste Schaffner gibt dir wieder Anweisungen, was du machen sollst.“ Julia setzte sich wieder auf ihren Platz und sah aus dem Fenster. Der Zug hielt an. Der Schaffner sagte zu Julia: „Nun darfst du in den Zug neben uns einsteigen. Tschüss, bis zum nächsten Mal.“

Julia ging im nächsten Zug zum Schaffner und sagte zu ihm: „Hallo, ich heiße Julia. Ein anderer Schaffner sagte mir, dass ich zu Ihnen kommen soll.“ Der Schaffner entgegnete: „Ja, bei mir bist du richtig. Setze dich auf den Platz schräg gegenüber von mir und drücke auf deinen Ring.“ Julia ging auf ihren Platz und drückte auf den Ring. Mal wieder lag ein Brief neben ihr auf dem anderen Platz. Sie las ihn: „Liebe Julia! Du bist nun in dem 2. Zug. In diesem Zug wirst du nachher übernachten. Der Schaffner wird dir dein Bett zeigen. Wenn du dein Bett bekommen hast, setze dich drauf und drücke wieder auf den Ring.“ Julia schaute aus dem Fenster. Sie war sehr aufgeregt. Sie wusste nämlich nicht, was sie noch erwarten würde.

Ein paar Stunden später kam der Schaffner zu ihr und nun bemerkte Julia erst die anderen Kinder, die auch im Zug saßen. Die ganzen Kinder kamen mit und bekamen ein Bett. Julia setzte sich auf ihr Bett und drückte auf ihren Ring. Ein Brief lag neben ihr auf dem Bett. Sie las ihn. „Liebe Julia! Nun bist du bald an deinem Ziel. Sicherlich hast du schon die anderen Kinder bemerkt. Wunder dich nicht.“ Der Schaffner sagte zu den Kinder: „Ihr könnt jetzt ein bisschen lesen, oder was ihr sonst so mit habt.“ Julia lag in ihrem Bett und las. Bald schlief sie ein.

Am nächsten Morgen weckte sie der Schaffner. Er sagte zu den Kindern: „Wir sind bald da.“ Sie setzten sich alle wieder auf einen Platz und lasen, hörten Musik oder schauten aus dem Fenster. Bald fragte Julia, ob der Schaffner Musik anmachen kann. Der Schaffner sagte: „Wenn du willst, kann ich Musik anmachen. Du musst aber erst den Kindern Bescheid sagen, dass ich Musik anmache.“ Julia sagte: „Okay, mache ich.“ Julia ging von Kind zu Kind und sagte, dass der Schaffner gleich Musik anmachen würde. Endlich waren sie da.

Die Kinder stiegen aus. Der Schaffner erklärte ihnen noch kurz, wo sie jetzt hin sollten. Und schon kam ein Mann. Er sagte: „Ich bringe euch jetzt zum Bus.“ Sie gingen zu einer Bushaltestelle. Sie stiegen in den Bus und fuhren und fuhren. Julia freundete sich mit einem Mädchen an, das Maja hieß. Sie war genauso alt wie Julia. Julia fragte Maja, wie und warum sie hergekommen war. Maja sagte: „Ich wollte in ein Ferienlager. Meine Eltern haben es aber abgelehnt. Eines Tages fand ich einen schönen Stein. Er fiel mir aber runter und ein Ring fiel heraus.“ Julia unterbrach sie und sagte: „Genau das war bei mir auch. Und dann, wenn man einmal auf den Edelstein gedrückt hat, bekam man einen Brief, wo drin stand, wohin man gehen und was man mitnehmen soll.“ „Ja, das war bei mir genauso. Sollen wir mal die anderen Kinder fragen, ob es bei ihnen auch so war?“, fragte Maja. „Ja, okay.“, sagte Julia.

Sie gingen im Bus herum und fragten die anderen Kinder. Bei den Mädchen war es genauso. Nun fragten sie einen Jungen, der Timo hieß. Er sagte: „Ich wollte auch in ein Ferienlager fahren, aber meine Eltern haben es mir verboten. Ich fand einen Fußball aus Glas, den hab ich mitgenommen. Der fiel mir aber runter. Er ging kaputt; daraus fiel ein kleines Spielzeugauto. Ich drückte einmal darauf und schon hatte ich einen Brief.“ Julia sagte zu Maja: „Dann ist es bei den Jungs mit einem Auto, bei den Mädchen mit einem Ring.“ „Ja, aber wo fahren wir jetzt hin?“, fragte Maja. Die beiden Mädchen rieten, wo sie hinfahren könnten. „Vielleicht in den Zoo oder in eine Eisdiele, vielleicht auch in ein Museum.“

Als sie ankamen, liefen sie noch ein Stück weiter und stiegen in einen anderen Bus. Der Mann sagte: „Bald sind wir da.“ Als sie endlich ankamen, fragte Maja den Mann: „Wo sind wir hier?“ Der Mann antwortete: „Wir sind in Hirschaid.“ Maja ging schnell wieder zu Julia und erzählte ihr, dass sie in Hirschaid waren. Sie gingen ein langes Stück die Straßen entlang und nun sahen die Kinder ein großes Haus. Sie gingen hinein und in einen großen Raum. Dort stand eine Frau. Sie sagte: „Hallo. Ich bin hier die Leiterin; ich heiße Sonja Meier.“ Sie bekamen ihre Zimmer und sie wussten immer noch nicht, wo sie jetzt waren. Nach dem Mittagessen sagte Sonja: „Gleich gehen wir durch die Stadt und danach in ein Theater. Wie viele Kinder seid ihr überhaupt?“ Sie zählte kurz durch und es kamen 30 Kinder heraus. Julia fragte sie: „Wo sind wir hier überhaupt?“

Sonja antwortete: „Wir sind hier in einem Ferienlager. Wusstest du das etwa nicht?“ Julia entgegnete: „Nein, das wusste ich nicht. Meine Eltern wollten nämlich nicht, dass ich in dieses Ferienlager hier gehe. Und die Geschichte war so ...“ Und Julia erzählte Sonja die ganze Geschichte. Als sie abends wieder zurück kamen, sagte Julia zu Maja: „Es war wirklich schön, oder?“ Maja stimmte ihr zu. Sie verbrachten eine tolle Woche.

Als Julia wieder zu Hause war, stellte sich heraus, dass Maja ihre Nachbarin war. Ihre Mutter fragte sie beim nächsten Abendessen: „Wie war es denn, mein Kind? Und wie heißt deine Freundin eigentlich?“ Julia antwortete: „Es war wirklich sehr schön und meine Freundin heißt Maja.“

Am nächsten Tag kamen Julias Onkel und Tante zu Besuch. Ihr Onkel fragte sie, wie es denn im Ferienlager gewesen wäre. Julia sagte: „Es war wirklich schön. Aber woher weißt du eigentlich, dass ich in einem Ferienlager war?“ Ihr Onkel antwortete: „Meine Freunde und ich hörten, dass ihr nicht in ein Ferienlager durftet, wo ihr gerne hinwolltet. Deswegen haben wir Fußbälle aus Glas und Steine verteilt, wo wir dachten, dass ihr sie findet. Wir haben alles organisiert und wollten, dass ihr eine schöne Woche verbringt.“

Lara Klose

Martha-Frida Blisniewski

Bei Vollmond am See



Bei Vollmond am See

Hallo, ich heiße Ronja! Meine Familie und ich wohnen auf einem kleinen Bauernhof. Zu meiner Familie gehören meine Mom Carla, mein Dad Thomas und mein kleiner Bruder Philipp und natürlich ich. Gerade bin ich in meinem Zimmer und mache Hausaufgaben. Mein Hund Wuschel schaut mir dabei zu. Ich finde, er sieht eigentlich eher aus wie ein kleiner Wolf. Wölfe finde ich richtig cool aber außer in einem Zoo oder Tierpark habe ich in Echt natürlich noch keinen zu Gesicht bekommen.

So, jetzt bin ich endlich fertig mit den blöden Rechenaufgaben und habe Zeit, um mit Wuschel draußen zu spielen. Ich hatte ihm nämlich versprochen, einen langen Spaziergang zum See zu machen. Wenn es im Sommer sehr heiß ist, können wir da auch baden gehen. Aber selbst im Hochsommer ist das Wasser eisig kalt. Aber jetzt ist weder Sommer noch schönes Wetter draußen, sondern wir haben Herbst, es nieselt und ein tüchtiger Wind weht.

„Komm Wuschel!“ Ich schnappe mir die Leine, meine Gummistiefel und werfe mir mein Regencape über. „Ich will auch mit“, ertönt es da aus dem Flur. Mein kleiner Bruder Philipp kommt um die Ecke geschossen und zerrt an der Leine. „Nein, du bleibst schön hier“, sagt Mom, die jetzt auch in den Flur kommt. „Du wolltest mir doch beim Waffelbacken helfen.“ „Na gut“, mault Philipp und tritt zurück in die Küche. „Aber nur, wenn ich den großen Sahnetopf gleich auslecken darf!“

Schon bin ich draußen. Am liebsten bin ich mit meinem Hund alleine unterwegs. Da kann ich über alles nachdenken, was mir so im Kopf herumschwirrt und keiner stört mich. Aber jetzt stelle ich uns beide erstmal vor. Dass ich Ronja heiße, wisst ihr ja schon. Ich bin 10 Jahre alt und gehe in die fünfte Klasse auf die Gesamtschule. Ich habe Unmengen von Sommersprossen mitten im meinem Gesicht und rötliches, langes Haar. An manchen Stellen kräuselt es sich leicht, vor allem bei so einem Wetter wie heute. Dann stopfe ich sie einfach unter meine Lieblingsmtze.

Jetzt zu Wuschel. Er ist etwas ganz besonderes. Meine Eltern sagen immer: ein bisschen hiervon und ein bisschen davon und heraus kam Wuschel. Aber im Ernst, er ist 3 Jahre alt, groß wie ein Cocker, quierlig wie ein Terrier, lieb wie ein Pudel, hat Ohren wie ein Husky, ist wuschelig wie ein Schaf und grau wie ein Wolf. Quasi ein Schaf im Wolfspelz.

Während wir beide Richtung See laufen kreisen meine Gedanken wild herum. Mein Kopf ist gesenkt, damit mein Gesicht nicht völlig durchnässt wird. Plötzlich bleibe ich stehen. Was ist denn das? Träume ich etwa? Vor mir im Weges matsch erkenne ich eine Hundepfotenspur, größer als von einem Husky! Nein, von Wuschel kann sie nicht sein. Der läuft ja noch irgendwo hinter mir. Und einen größeren Hund kenne ich hier nicht in der Gegend. Hier ist es so einsam, dass sich auch sonst nur selten ein Spaziergänger blicken lässt. Von wem kann dieser Abdruck denn nun sein? Plötzlich fängt Wuschel laut an zu bellen.

„Wuschel, still!“ versuche ich meinen Hund zu beruhigen. Er verträgt sich im Allgemeinen gut mit fremden Hunden aber auf eine so große neue Bekanntschaft habe ich heute, nach den schweren Matheaufgaben, nun wirklich keine Lust mehr. Aber dann sehe ich es auch! Ein grauer felliger Rücken verschwindet hinter dem Hügel am See. Wer oder was war das denn? Ein bisschen mulmig wird mir jetzt doch zumute. Ich möchte lieber nach Hause und rufe Wuschel. Er scheint von dem „Grauen“ nichts bemerkt zu haben.

Als ich abends in meinem Bett liege, geht mir der Gedanke von dem grauen Rücken nicht mehr aus dem Kopf. Erst spät und schlecht schlafe ich irgendwann ein.

Plötzlich werde ich wach. Da war doch ein Geräusch oder hatte ich nur geträumt? Ich schaue auf meinen Wecker. Es ist schon nach Mitternacht! Ich höre doch tatsächlich ein Geheul! Kann das denn die Möglichkeit sein? Ist das wirklich ein Wolf? Nein, ich träume doch oder doch nicht? Ich bin ganz durcheinander. Noch dreimal höre ich in dieser Nacht das Geheul. Erst ganz spät oder besser gesagt ganz früh morgens schlafe ich ein.

Am nächsten Morgen komme ich nur schlecht aus dem Bett. „Guten Morgen du Langschläfer“, begrüßt mich Dad. „Mensch Ronja, du bist aber spät dran. Hast du noch so lange gelesen gestern Abend?“ fragt meine Mom. Kurz überlege ich, ob ich überhaupt erzählen soll, was ich gestern bei dem Spaziergang beobachtet und in der Nacht gehört habe aber dann sprudelt es nur so aus mir heraus. „Ich habe gestern am See einen Wolf gesehen und heute Nacht bin ich von seinem Geheul wach geworden.“ Stille in der Küche. Doch dann prusten meine Eltern nur so los vor Lachen. „Einen Wolf? Ronja, willst du uns auf den Arm nehmen? Wölfe gibt es hier bei uns in den Wäldern nicht und das weißt du auch!“ „Ja aber da war einer. Ich habe seinen Rücken gesehen und einen Abdruck seiner Pfote!“ versuche ich zu sagen. Aber keine Chance. Meine Eltern glauben mir natürlich nicht. So sind Eltern eben.

Als ich am Nachmittag aus der Schule komme beeile ich mich richtig mit meinen Hausaufgaben. Ich will schnell raus mit Wuschel, damit ich mir in Ruhe Gedanken über das Geschehene von gestern machen kann. Es dauert genau 1 Stunde und 35 Minuten bis mir die Idee beim Stöckchenschmeißen kommt: ich muss bei Vollmond zum See! Denn wie fast jeder weiß, heulen Wölfe in diesen Nächten besonders kräftig. Wie gut, dass wir in der Küche einen Mondkalender hängen haben, an dem ich ablesen kann, wann der nächste Vollmond ist.

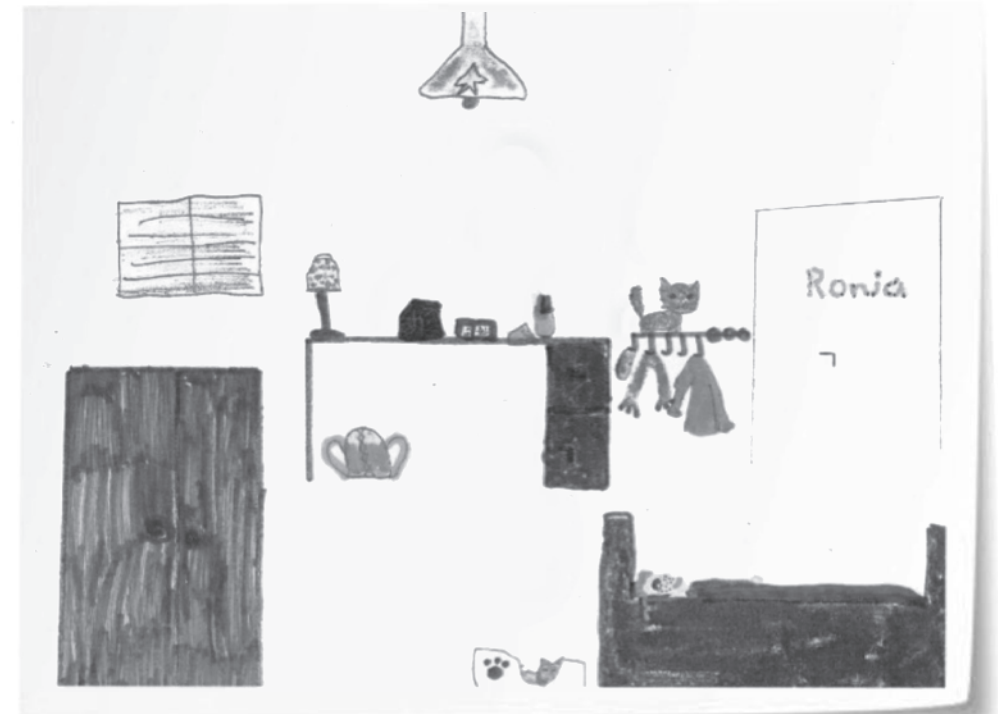
Gesagt, getan. In der nächsten Vollmondnacht stelle ich meinen Wecker auf halb elf in der Nacht. Vorsorglich, falls ich nicht so lange wach bleiben kann. Unvorstellbar bei der Aufregung, aber sicher ist sicher.

Der Rucksack ist gepackt. Obwohl der Vollmond hell scheint und wir eine sterneklare Nacht haben, packe ich eine Taschenlampe, mein Fernglas und etwas Proviant ein. Ich schleiche die Treppe nach unten und ziehe mir meine dicke Winterjacke an und schnappe mir meine Lieblingsmütze. Man kann ja nie wissen, wie lange so ein Wolf auf sich warten lässt. Mir wird etwas mulmig zumute. Ich bin mir nicht mehr ganz sicher, ob ich mir wirklich wünsche auf einen echten Wolf zu treffen. Aber ich habe das Gefühl, das Richtige zu tun. Ich laufe langsam und leise zum See. Den Weg kenne ich ja wie im Schlaf. Dann lege ich mich hinter dem großen Felsen auf die Lauer und warte.

Wie lange ich gewartet habe weiß ich gar nicht mehr aber plötzlich sehe ich ihn. Den Wolf! Und ich höre sein Geheul! Ich hoffe Mom und Dad hören es jetzt bitte nicht, denn dann würden sie bestimmt in mein Zimmer kommen und mich wecken wollen. Ich bin mucksmäuschenstill und versuche mich nicht zu bewegen.

Als der Wolf nach einiger Zeit verschwindet, schleiche auch ich mich davon. Zuhause angekommen falle ich glücklich und müde in mein Bett. Bevor ich einschlafe beschließe ich Niemandem, aber auch wirklich Niemandem davon zu erzählen. Diesen wunderschönen Augenblick werde ich niemals vergessen. Es bleibt mein Geheimnis!

Martha-Frida Blisniewski, 9 Jahre



Jakob Heinen

Auf zur Burg Drachenfels



Auf zur Burg Drachenfels

Ich weiß nicht, ob ihr mich kennt. Mein Name ist Johann. Ich bin der Sohn von Ritter Josef dem 3. von Adlerburg, genannt der Mutige. Ich glaube nicht, dass ich einmal so mutig werde wie er. In der Geschichte, die ich euch nun erzähle, war ich es nicht. Warum ich überlebte, weiß ich nicht. So sind Reisen ins Ungewisse nun mal, man hat keine Ahnung, was auf einen zukommt. „Johann, Post für dich!“ – Mein Vater wedelte mit einem Stück Pergament herum. Schlaftrunken stieg ich aus dem Bett. „Ich komme ja schon!“, rief ich. Also zog ich meine Pagentracht an und ging zu meinem Vater. Als er mir den Brief gab, war mir ganz mulmig. Als ich ihn gelesen hatte, war mir noch mulmiger. Er lautete: *„Tu es nicht, tu es auf keinen Fall. Du musst auf mich hören, tu es nicht.“*

XXXXXXXXXXXXXXXXXX“

Was sollte ich nicht tun? Und wer hatte den Brief geschrieben? Dreizehn war eine Unglückszahl. Was hatten die dreizehn X zu bedeuten? Mir schwirrte der Kopf. Doch es sollte noch viel kurioser kommen. Ein Bote brachte einen zweiten Brief. Dieser lautete: *„Tu es, tu es auf jeden Fall. Du musst auf mich hören, tu es.“*
YYYYYYYY“

Sieben war eine Glückszahl, sollte ich es vielleicht doch machen? Und was sollte ich tun, beziehungsweise nicht tun? Es war total komisch. Beim Pagentraining erklärte mir unser Pfarrer mal wieder, was Jesus für tolle Wunder vollbracht hatte. Ich hörte mal wieder nicht zu. Lieber spielte ich mit dem Messer, das ich an meinem Namenstag, den siebten Januar, bekommen hatte. Doch als ich mal wieder damit herumfuchtelte, verhakte es sich im Holz des Tisches und als ich es wieder herausziehen wollte, gab es einen Knacken und der Pfarrer schaute von der Bibel auf, starrte mich viel sagend an und rief: „Dieses Messer hat das heilige Evangelium gestört, ich muss es nehmen und in den Burggraben werfen.“ Ich wollte protestieren, aber er ließ keine Widerrede zu. So warf er das Messer in den Graben. Was er nicht wusste war, dass er gerade einen sehr großen Fehler beging. – Endlich ging ein dritter Brief ein. In ihm stand:

„Lieber Johann,

Ich lade dich herzlich ein, auf Burg Drachenfels zu lernen, wie man sich als Ritter richtig verhält, und nicht ständig dieses Schnickschnack über den ‚heiligen

Jesus‘ zu hören. Wir glauben alle nicht an diesen komischen ‚Messias‘ und so einen Quatsch. Bei uns lernst du mit dem Schwert zu kämpfen, jedes Mal mit Pfeil und Bogen zu treffen und mit der Axt den Feind zu verprügeln. Außerdem lernst du viele verschiedene neue Leute kennen. Du wirst wegen ihnen staunen. Hast du Lust, zu mir zu kommen? Ich würde mich riesig freuen. Mit vielen Grüßen König Friedrich der VII.

PS: Burg Drachenfels liegt auf der Insel Tortuna im Atlantik. Josef weiß, wo das ist.“

Jetzt wusste ich was ich (nicht) tun sollte. Ich sollte (nicht) zur Burg Drachenfels reisen. Aber ich wollte. Ich wollte nicht ständig von unserem Pfarrer genervt werden. Also zeigte ich meinem Vater den Brief.

„Es ist eine Unverschämtheit, Jesus einen Quatsch zu nennen.“, rief er wütend. „Was fällt ihm ein? Du darfst nicht! Basta!“ – So war Josef der 3. von Adlerburg, genannt der Mutige nun mal. Er mochte Kämpfen, aber am meisten mochte er, wie fast alle Ritter, Jesus Christus. Mist!

Ich überlegte, wie ich mich aus der Burg schleichen konnte, ohne dass er es bemerkte. An seinen Wachen kam ich nicht vorbei. Das war unmöglich. Sie hatten alle zwei Schwerter, einen Speer und einen Pfeil und Bogen dabei. Moment, dachte ich. Sie tranken liebend gern Wein. Also wartete ich, bis es Nacht war. Dann holte ich ein Fass Wein. Ich baute mir aus einem großen Brett und einigen anderen Utensilien einen Wagen. Dann verkleidete ich mich als ein Diener. Den Wagen zog ich zu den Wachen. „Ein ausdrücklicher Befehl des Königs. Ich soll euch Wein geben. Schönen, leckeren Wein“, verführte ich sie. In Wirklichkeit war in den Wein Schlafmittel gemischt. Das Rezept für das Schlafmittel hatte ich von dem Druiden Nikolas, der einst der Hofarzt meines Vaters war, aber der entlassen wurde, weil unser Pfarrer einen Unsinn sagte, dass er böse war und uns verwünschen würde. Die Wachen tranken sehr gerne von dem Wein. Wenige Minuten später stand ich außerhalb der Burg. Ich hatte mir nämlich den Schlüsselbund meines Vaters „geborgt“. Mein Pferd, es gehörte tatsächlich mir, sattelte ich schnell und ritt zu Nikolas' Höhle. – „Hallo Johann, was kann ich für dich tun?“, fragte der Druide. – „Die Sache ist die“, fing ich an, „dass ich von König Friedrich den VII eingeladen wurde, aber nicht zu ihm reiten durfte. Deshalb weiß ich jetzt nicht den Weg zur Insel Tortuna.“

¹ Dies entspricht unter keinen Umständen der Meinung des Autors.

„Tortuna, Tortuna. Davon habe ich doch schon mal gehört. Ach ja, das müsste doch im Atlantik sein.“ – „So weit bin ich auch schon. Ich wüsste nur gern, wo im Atlantik.“ – „Ich glaube im Buch ‚Die 7 magischsten Orte der Welt‘ müsste ich sehen, wo Tortuna liegt.“ – Er zog ein ziemlich dickes Buch aus dem Regal und pustete den Staub vom Buchdeckel. – „Ich sehe kurz nach.“

Stille. Nikolas blätterte in dem Buch. Ich überlegte, was mich wohl auf Burg Drachenfels erwarten würde. Vielleicht ein Drache? Oder noch etwas Tolleres? Während ich so nachsann, rief Nikolas freudig: „Ich habe es gefunden. Es liegt direkt an der Seeungeheuerbucht in Island, vielleicht 3 km weiter im Meer. Nimm das Kaufmannsschiff morgen früh, das nach Reykjavik fährt, um dort zu handeln. Dort in der Nähe ist die Seeungeheuerbucht. Das Schiff geht morgen um 11 Uhr. Der Kapitän Hans ist mein Freund. Er lässt dich bestimmt kostenlos mitfahren. Und ansonsten schenke ich dir die Fahrt. Du solltest ausgeschlafen sein. Also leg dich hier ans warme Feuer.“ – Sofort schief ich tief und fest. Am nächsten Tag wachte ich vor Nikolas auf. – „Nikolas, aufstehen!“, rief ich gutgelaunt. Ich freute mich sehr auf das Schiff. Ich wollte schon immer mal auf einem richtigen Schiff mitfahren. Jetzt wurde es wahr.

Als wir nach langem Ritt im Hafen ankamen, war es dort ziemlich trubelig. Es lagen sehr viele Schiffe dort, und jedes konnte die Drachenzahn² sein. Aber da wir schon ziemlich früh im Hafen waren, konnten wir alle Schiffe abklappern. Es gab alles, eine Saha, eine Einhornhorn, wir sahen eine Esmeralda, doch nirgendwo war eine Drachenzahn zu sehen. Oh nein! Wir kommen bestimmt zu spät, dachte ich bestürzt. Da kamen wir zum anderen Ende des Hafens. Dort stand ein Schiff, das den Namen Drachenzahn trug. Gerade wurde der Steg eingefahren. – „Halt!“, riefen Nikolas und ich. Der Matrose, der den Steg eingezogen hatte, knurrte: „Was gibt’s?“ – Nikolas erzählte unser Anliegen. – „Wir sind kein Passagierdampfer, wir nehmen keine Passagiere mit, so ist das nämlich. Ich wünsche euch einen schönen Aufenthalt am Hafen.“ – „Aber, aber, was sind denn das für Manieren.“ – „Hans!“, rief Nikolas. „Mein alter Freund!“ – „Nikolas, ich dachte, du wärst längst tot!“, tönte es vom Schiff. – „Hans, kann ich dich um einen Gefallen bitten?“ – „Aber klar, worum geht es denn?“ – „Johann möchte gerne mit dir bis zur Seeungeheuerbucht fahren.“ – „Gerne, er darf sogar kostenlos mitfahren, nur Essen muss er bezahlen.“ – „Reichen drei Goldlöffel?“ „Es reichen auch zwei.“ So gab Nikolas Hans zwei Löffel aus purem Gold.

Auf dem Schiff schaukelte es heftig. Hans zeigte mir meine Kojen. Als meine Sachen sicher verstaut in der Kojen lagen, ging ich noch zur Reling. Dort winkte ich Nikolas zum Abschied. Nachts schlief ich sehr schlecht. Alles um mich herum schaukelte. Es kam mir so vor, als ob ich im Meer des Schreckens schwimme. Das Meer des Schreckens sollte von Stürmen nur so wimmeln, Piraten sollten hier herum schippern und sogar Blutmeer, die gefährlichste Seeschlange der Welt sollte hier leben. Aber ich beruhigte mich, alles wird gut.

Am dritten Tag, den ich an Bord verbrachte, rief der Mann im Krähennest: „Piraten ahoi!“ – Da kam Leben in die Seeleute. Sie stellten die Kanonen bereit, holten ihre Waffen und keiner hatte Zeit für mich. Ich kletterte oben in das Krähennest. Dort behielt ich alles im Blick. – „Euer Tod ist nah!“, rief der Piratenkapitän. – „...ist nah, ...ist nah“, krächte der Papagei auf seiner Schulter. Es gab einen Kampf. Ich sah, wie ein Pirat über Bord fiel, und auch ein Matrose der Drachenzahn. Da hatte ich eine Idee. Ich ließ das Segel herunter fallen und rief, mit schauriger Stimme aus dem Krähennest der Drachenzahn: „Ich bin der Geist dieses Schiffes. Ihr habt meine Ruhe gestört. Das werdet ihr Piraten büßen.“

Der Piratenkapitän nahm die Beine in die Hand und floh. Ich hatte es geschafft. „Der Geist des alten Kapitän Olaf hat uns tatsächlich gerettet. Wir werden ihm zu Ehren ein großes Fest feiern.“ Die Mannschaft war außer sich. Alle rannten umher. – „Aber das war doch ich!“, rief ich. – „Du hast wohl schlecht geträumt. Aber wenn Piraten an Bord sind, ist das ja auch kein Wunder.“ – Ich sagte ziemlich vielen Matrosen, dass ich es war, und sogar Hans persönlich. Aber keiner glaubte mir. Na Hauptsache war ja, dass ich es geschafft hatte. Das Fest wurde ein voller Erfolg. Ich aß eine Hühnerkeule und trank sogar ein bisschen Rum. Bah, schmeckte der widerlich!

Am Nachmittag ging ich zur Reling. Dort schaute ich auf Dänemark. Auf einmal setzte sich etwas auf meinen Kopf. Ich schrie. – „Aber warum schreist du denn, ich bin doch nur eine kleine Möwe.“ – Erstaunt bat ich: „Wärst du bitte so freundlich, dich von meinem Kopf zu bewegen?“ – „Oh, Entschuldigung. Ich komme ja schon herunter.“ – „Wer bist du denn und warum kannst du sprechen?“ – „Ich bin Florentine, und alle Möwen können sprechen. Du warst noch nie am Meer, nicht wahr? Du hast noch nie eine Möwe gesehen, nicht wahr?“ – „Oh!“ Meine Gesichtshaut wurde rot, denn mir war das so was von peinlich.

²Die Drachenzahn ist das Schiff, auf dem Johann fährt.

Ich war tatsächlich noch nie am Meer gewesen und hatte noch nie eine Möwe getroffen. Dass ich es nicht wusste, war einfach so was von peinlich. – „Wollen wir beide Freunde sein? Ich habe sonst keine Freunde.“ – „Aber klar!“ Ich wollte auch ein paar Freunde mehr haben. Als ich gerade mit Florentine gespielt hatte, kam ein Gewitter auf. Das ganze Schiff wackelte. Fast wurde der Mast von einem Blitz getroffen. Ich wurde vom 3. Offizier angewiesen, sofort das Segel einzuholen. Dies tat ich auch. Als das Segel eingeholt wurde, schaukelte das Schiff so sehr, dass alle Menschen an Bord Wasser schöpfen mussten. Ich überlegte, was ich tun könnte. Da fiel mir etwas ein.

Ich rief also Florentine. Als sie ankam, meckerte sie: „Es muss aber etwas sehr Wichtiges sein, ich bin nur sehr ungern durch diesen Sturm geflogen.“ – „Ja, es ist wichtig. Kannst du mir sagen, wo vielleicht Felsen in der Nähe sind?“ „In diese Richtung ist ein Felsenriff.“ Sie deutete gen Süden. – „Und hier auch.“ Jetzt war es östlich. – „Und hier ist noch eins.“ Sie zeigte nach Westen.

Ich holte schnell den Anker und warf in gen Süden. Weiter wusste ich nicht. Wo war denn hier noch etwas Ankerähnliches? Ah! Vorne am Schiff hatten die Matrosen einen großen Thron für die Bronzesstatue des Geistes dieses Schiffes gebaut. Es war der Geist des Kapitäns Olaf. Er war der erste Kapitän dieses Schiffes. Im Kampf hatte er einmal eine Hand verloren. Danach hatte er einen Haken. Diesen borgte ich mir aus. Ich wickelte ein Tau darum und warf es nach Osten. Um dem Schiff noch besseren Halt zu geben, musste ich noch einen Anker werfen. Der Säbel Olafs war perfekt. Auch ihn borgte ich mir und warf ihn in Richtung Westen. Das Schiff stand wieder gerade. Jetzt musste nur noch geschöpft und das Unwetter abgewartet werden.

Die Mannschaft wollte schon wieder Olaf dem Geist danken. Doch als sie zu seinem Thron gingen, merkten sie, dass er keinen Haken mehr hatte. Auch sein Säbel war verschwunden. Ich wollte keinen Ärger, deshalb kletterte ich unbemerkt hinter den Thron und rief: „Ich habe meinen Haken und meinen Säbel geopfert, um das Schiff zu erhalten. Keine Sorge, ich werde diese Dinge, sowie den Anker wieder bekommen.“ – Allen Matrosen gefiel die Rede nur der 1. Offizier rief, nachdem er kurz hinter den Thron geäugt hatte: „Dieser Junge hat unserem Geist Olaf den Haken und den Säbel geklaut. Er muss auf die Planke.“

„Planke, Planke!“, rief bald die ganze Mannschaft. So rief ich als Geist mit schauriger Stimme: „Ihr wagt es, dem Geist dieses Schiffes nicht zu glauben? Ich bin unschuldig...“ Oh Mist. Jetzt saß ich in der Patsche. Florentine! Wir hatten, falls ich sie bräuchte, oder sie mich, vereinbart, dass ich oder sie wie eine Möwe schreien soll. Dies tat ich auch.

„Verflixt, was macht die Möwe hier?“ – Ich bedeutete Florentine, dass sie zu mir kommen sollte. Als sie bei mir war, schlug ich ihr einen Plan vor. Sie nickte. Kurze Zeit später flatterte eine Geistermöwe (Florentine) hinter Olafs Statur hervor. Ebenso rief ich: „Dies ist eine Geistermöwe. Sie habe ich geschickt, um euch zu verfluchen. Ihr werdet meine Rache fürchterlich spüren.“ – Alle Matrosen lachten. Sie dachten, dass ich ihnen wieder einen Streich spielen würde. Doch ihr Lachen verging bald, als ich eine Formel (in Wirklichkeit nur Tohuwabohu) sprach und die erst gen Osten fliegende Florentine wendete und nach Westen flog. Ein Staunen ging durch die Menge. Hatte ich sie vielleicht doch so sehr im Griff? Konnte ich ihre Richtung ändern? War ich vielleicht doch der Geist?

Doch noch komischer wurde es, als die Geistermöwe nach oben, nach unten, nach oben, nach unten, nach oben, nach unten, ... zu fliegen begann. Wie hypnotisiert starrten sie auf die Möwe, die hoch und runter flog. Ich rief noch dazu: „Hohulus, dowinosis, rantitolos, hohulus, dowinosis, rantitolos, hohulus, dowinosis, rantitolos, ...“ – Ich wusste auch nicht, was ich da sagte, nur es sollte irgendwie wie eine Zauberformel klingen. Ich hoffte, das war mir gelungen. – Es war mir gelungen. Viele Matrosen knieten nieder und riefen: „Oh, Geist Olafs, bitte verzeih uns!“ – Ich tat ihnen den Gefallen und sagte nichts mehr. Na das war gerade noch gut gegangen.

Am 7. Tag kam endlich Island in Sicht. Ich beugte mich über die Reling und schaute auf die Insel, dort hinten am Horizont. Wie schön sie war! Ein Strand mit Palmen war dort zu sehen, hinten am Horizont Berge und Vulkane und als wir ein bisschen weiterfahren auch Schafswerden. – Aber was war das? Ich sah doch ganz genau, dass dort hinten im Wasser ein Schwanz war. Oder habe ich ihn mir nur eingebildet? Nein, da war er ja schon wieder. Er war rot wie Blut, hatte einen grünen, höchstwahrscheinlich von Gift triefenden Stachel und seine Schuppen waren, soweit ich das beurteilen konnte, sehr, sehr scharf.

Und genau diese Beschreibung passte auf Blutmeer, das gefährlichste aller Seeungeheuer. Bisher habe ich es nur vermutet, doch jetzt wurde es immer wahrscheinlicher: Ich war im Meer des Schreckens! Die Piraten, der Wirbelsturm und jetzt auch noch Blutmeer: Das konnte gar nicht anders sein. Und jetzt fiel es mir wie Schuppen von den Augen: Der Atlantik war auch als das Meer des Schreckens bekannt.

Auch Florentine wusste keinen Rat. Sie hatte sich bei mir im Zimmer niedergelassen, so dass sie immer auf dem Schiff war. Jetzt halfen auch kein Wein, kein Segel, das auf Wundersame Weise herunterfällt, kein Säbel und kein Haken. – Plötzlich hatte ich eine Idee. Ich überredete fast alle Matrosen, von einer, zur anderen Seite zu rennen. Es gab sehr hohe Wellen. Dann stieg ich ins Beiboot. Ein bisschen Herzklopfen hatte ich natürlich schon. Aber ich sagte mir, dass das Leben von sehr vielen Seeleuten auf dem Spiel stand. Maria ruderte zwar, eine kräftige Ruderin, aber steuern übernahm ich. Als ich Florentine das Zeichen dazu gab, den Wellenmachern zu zeigen, sie sollten aufhören, kamen wir Blutmeer immer näher. Genau in dem Augenblick, als das Schiff zu schaukeln aufhörte, schlug der Schwanz, der wirklich Blutmeer gehörte, nach dem Beiboot, und brachte es fast zum Kentern.

Doch zum Glück kam Florentine und lenkte das Seeungeheuer genau in dem Augenblick ab, als wir in der größten Gefahr schwebten. Doch jetzt war es an uns, Florentine zu retten. Maria ruderte und ruderte. Man merkte, dass sie große Schwierigkeiten hatte, vorwärts zu kommen. Ich wollte gerade mein Messer ziehen, als wir uns ihm von hinten näherten. Doch es steckte nicht in der Messerscheide. Der Pfarrer hatte es ja in den Burggraben geworfen. Schöner Mist! Auch Maria hatte kein Messer. Sie sagte dazu, dass sie keines brauche. Ich griff mit meinem Arm in das Wasser. Es war kalt. Aber nirgendwo spürte ich irgendetwas, das sich wie ein Messer anfühlte. Moment, das war es.

Es gab einen gellenden Schrei. Alles, was nicht niet- und nagelfest war schwankte. Nicht ich, sondern die Seeschlange schrie. Eine Schuppe hatte ich von seinem Schuppenkleid abgezogen und ihr ins Fleisch geschnitten. Die Möwe konnte sich retten, und wir alle fuhren mit dem Boot zurück zur Drachenzahn.

Am 9. Tag endlich fuhren wir zur Seeungeheuerbucht. Dort wurde ich abgesetzt. Hinten am Horizont konnte ich schon eine Burg sehen. Doch wie sollte ich dort hinkommen? Auf Florentine konnte ich nicht fliegen, sie war zu schwach, und an das Beiboot hat natürlich mal wieder keiner gedacht. – Auf einmal hörten wir ein Winseln. Es kam aus dem Inneren der Seeungeheuerbucht. Erst versuchten wir es zu überhören, doch es ging nicht. Dieses Wimmern ging einem durch Mark und Bein. Wir hielten uns die Ohren zu. Es half nichts. Wir stopften uns Seetang in die Ohren. Auch das half nichts. Dann steckten wir Muscheln in die Ohren. Wieso hilft das Alles nichts?, fragte ich mich. Da fiel es mir ein: Wenn Seeungeheuer schreien, hört man sie, egal aus welcher Entfernung, egal mit was für Ohrstöpseln, immer gleich laut.

Es musste also ein Seeungeheuer sein. Wir konnten nicht anders, wir gingen dem Schreien nach. Nach einigen Minuten kamen wir an eine Höhle. Hinter einem Felsvorsprung versteckten wir uns. Leise spähte ich in die Höhle, die sich als ziemlich geräumig herausstellte. Der Schrei musste von hinten kommen. Von hinten aus der Höhle. So still wie ich konnte, tapste ich zum nächsten Felsvorsprung. Ganz leise kam auch Florentine nach. Ein Seedrache, der aussah wie Blutmeer, nur ein bisschen kleiner, war zu sehen, und ein verängstigtes Seeungeheuer, das hinten in die Ecke gedrängt saß. Irgendwie schimpfte die große Seeschlange mit der kleinen. Allerdings kannte ich die Seeungeheuersprache nicht, aber meine Möwenfreundin schien sie zu verstehen. Sie erzählte mir, was der große Seedrache dem Kleinen sagte: „Wenn dir dein Leben lieb ist, dann musst du einen Menschen töten, in 5 Tagen. Schaffst du es nicht, wirst du qualvoll ermordet.“

Der Seedrache robbte dann weg. Der kleine fing an zu schluchzen. Als die Luft rein war, schlichen wir zu ihm. Als er sich dann erhob, fletschte er seine Zähne und fing dann wieder zu schluchzen an. „Ich kann nicht, ich kann keinen Menschen töten. Blutzahn, der Sohn von Blutmeer ist böse, aber ich bin gut. Was soll ich denn tun?“, schniefte die Seeschlange. – „Wie heißt du denn?“, fragte ich. – „Ich bin Gutblut, das einzige gute Seeungeheuer im Seeschlangenclan. Deshalb werde ich von allen bösen Seeungeheuern verstoßen.“ Wieder schniefte es. – „Wir helfen dir“, bot Florentine an.

³ Seedrachen -schlangen und -ungeheuer sind dasselbe.

⁴ Immer wenn ein Seeungeheuer spricht oder ein Mensch mit einem Seeungeheuer spricht übersetzt Florentine.

⁵ Als Seeschlangenclan wird sozusagen das Seeungeheueruddel bezeichnet.

„Wir wollen zur Insel Tortuna, aber wir können nicht rüberkommen. Du kannst uns aber helfen. Dafür bist du vor Blutzahn sicher.“ – „Wirklich, würdet ihr das wirklich machen?“ – „Aber klar!“, versprach ich.

Wir schlichen aus der Höhle in Richtung Meer. Aber die Felsen waren wie ein Labyrinth. Wir wussten nicht mehr wo Norden, wo Süden, wo Osten und wo Westen war. Zum Glück kannte ich einen Trick, wie ich mich hier zu Recht finden konnte. Ich hielt mich immer an der rechten Wand und nach einigen Minuten, die mir aber wie Stunden vorkamen, standen wir drei draußen. Ich sog die salzige Meerluft ein. – Die erste Aufregung war überstanden, doch dann fiel uns Blutzahn ein. Wir gingen durch die Felsen und überlegten, was wir tun könnten. Dann kamen wir zu einem Feld, auf dem Baumwolle angebaut wurde. Wir schnappten uns ein bisschen und bastelten uns eine Puppe eines Menschen. Zuletzt nahmen wir noch ein bisschen von dem Gift Gutbluts und gaben es in die Puppe, bevor wir sie mit einem Stock zunähten. Fertig war unser Täuschungsmanöver. Gutblut nahm es also ins Maul und ging zu Blutzahn.

„Was gibt's, ich möchte ein Nickerchen machen?“ – „Ich habe einen Menschen getötet.“ – „Ach was, das soll ein Mensch sein?“ – „Probier ihn doch, dann wirst du es merken.“ – „Wenn das ein Trick ist, dann wirst du...“ – „...qualvoll ermordet, schon klar.“ – Gutblut tat mutiger, als er war. Zögerlich zog Blutzahn ein Stück ab und steckte es in den Mund. – „Bäh, das schmeckt ja widerlich. Das ist kein Mensch, du wirst ...“

Weiter kam er nicht, denn das Gift wirkte schon. Leblos sank er zu Boden, rief noch ein paar unverständliche Worte und starb dann. All das sahen wir, in dem wir uns hinter einem Felsen versteckt hatten. – Jetzt brachte mich Gutblut zur Burg Drachenfels. Ich war total aufgeregt. Bei der Insel Tortuna angekommen, standen wir vor einer riesigen Burg. Die Wachen erkannten mich, was mich sehr wunderte und ließen mich ein. Im Burghof stand schon ein Mann, der eine Krone trug. – Höflich begrüßte ich ihn: „Guten Tag, eure Majestät. Ich freue mich hier sein zu dürfen.“ – „Nenn mich Friedrich, das ist einfacher. Ich möchte dir nun die weiteren Schlossbewohner vorstellen: Meine Tochter Johanna, der Sohn meines Freundes dem Graf von Feuerburg Siegfried, den Hofdruiden Artur, der aber sehr schwer krank ist und meinen Berater Karl.“

Johanna nahm mich beiseite und flüsterte mir ins Ohr: „Du hast dich doch bestimmt gewundert, wer XXXXXXXXXXXXXXXX und YYYYYYYY ist, oder?“ – „Doch, doch“, murmelte ich. „13x X ist Siegfried. Er hat Angst, dass wenn du hier bist, dass er nicht mehr König wird, sondern du. 7x Y war ich, denn ich hasse Siegfried und möchte ihn nicht als Mann haben.“ – Danach ging ich erst einmal zu Friedrich. Ich erzählte ihm, dass ich auch einen guten Druiden kenne. – „Er heißt Nikolas. Aber ich möchte nicht den ganzen Weg zurück, um ihn zu holen.“ – „Habe da keine Angst. Wir haben hier ein Portal, das dich überall auf der Welt hinbringt.“ – So ging ich schnell durch das Portal und kam wenige Minuten später mit Nikolas an der Hand zurück.

7 Monate später

Ich habe mich schon richtig gut eingelebt. Auch Florentine und Gutblut leben jetzt auf Tortuna. Mir gefällt es hier so gut, dass ich fast gar nicht mehr weg möchte. Morgen wird Johanna Siegfried heiraten. Die Arme. Aber ich werde trotzdem mitkommen. Natürlich ist es keine christliche Hochzeit. Aber es wird bestimmt ein großes Spektakulum. Gaukler aus der ganzen Welt sind ange-reist, um ihre Kunststücke vorzuführen. Zauberer, Feuerschlucker, Akrobaten und Jongleure üben schon jetzt auf dem Burghof. Jetzt am Abend sitzen alle Burgbewohner zusammen um den Kamin. An den warmen Flammen schlafe ich dann ein.

Am nächsten Tag werde ich von Trompeten geweckt. Schlaftrunken steige ich aus dem Bett. Ich mache mich fertig und laufe in den Burghof. Der Berater Karl steht dort und auch das feierlich gekleidete Paar. Zügig laufe ich nach vorne.

„Siegfried, willst du Johanna heiraten?“, fragt Karl. – „Natürlich will ich, was denkst du denn?“, antwortet Siegfried barsch. – „Johanna, willst du Siegfried heiraten?“ – „Nein!“ – Ein Raunen geht durch die Menge. – „Ich will Johann.“

Victoria Drodofsky

Wirklichkeit oder

...
...doch
nur ein
Traum?

Meine verrückte Reise
durch die Zeit

Wirklichkeit oder doch nur ein Traum?

Meine verrückte Reise durch die Zeit

Wir befinden uns im Jahr 2014. Ich heiße Victoria und bin 11 Jahre alt. Ich erzähle Euch von meinen Tagen und meinen Träumen. Heute war ein ganz normaler Schultag. So ein Tag, den ich in und auswendig kenne. Morgens um 6 Uhr aufstehen, waschen, anziehen, frühstücken, Zähne putzen, Pausenbrot und Wasser einpacken, Jacke und Schuhe anziehen, Kaninchen füttern und mit dem Fahrrad zur Schule fahren. Dort geht es mit Hausaufgaben kontrollieren, Lehrern zuhören, aus dem Deutschbuch vorlesen, Texte abschreiben, Vokabeltest schreiben oder ein Arbeitsblatt ausfllen weiter. Wenn es klingelt: Pause. Endlich!

Jetzt kann ich mit Franziska und Nina fangen spielen oder mit ihnen über das Wochenende reden. Nach der sechsten Stunde fahre ich nach Hause. Heute hatten wir keine Hausaufgaben auf. Den Nachmittag über vertreibe ich mir die Zeit. Am Abend gehe ich mit Freddy, meinem Paten hund spazieren, fttere meine Kaninchen, esse Abendbrot, wasche mich, ziehe meinen Schlafanzug an und gehe ins Bett. Dort liegt meine Kette. Die Kette hat einen silbernen Anhänger mit einem roten Stein. Der Stein sieht aus wie ein Tropfen Blut. Wenn ich die Kette schließe, gelange ich in meine Traumwelt. Ich schließe also die Kette und mache die Augen zu – ich träume.

Ich gehe in der Zeit zurück. Ich befinde mich im Jahr 1935 in einer Traumwelt. Die Traumwelt ist für normale Menschen nicht sichtbar. In dieser Welt waren Gefahren unbekannt. Alle Bewohner waren dort glücklich. Sie hatten Htten in Bäumen. berall wuchsen Pflanzen. Es gab viele Bche, Seen und Wasserfälle. Essen hatten sie auch genug, obwohl sie keine Tiere aßen. In den hohen Bäumen wuchsen Früchte. Sie waren groß, so groß, dass ein Arabuliana von einer Frucht satt werden konnte.

So heißen die Bewohner dort. Niemand hatte je einen bösen Gedanken - nie. Doch es gibt noch eine andere Welt. Dort gab es auch alles, was Bleokana, die Einwohner dort, brauchten. Na ja, fast alles. Es wurde alles gemacht, was schlecht war. Sie waren alle böse. Es herrschte Hass. Niemand liebte jemanden.

Sie schienen alle keine Gefühle zu haben, außer Hass und Neid. Die Bleokana sind das genaue Gegenteil von den Arabuliana. Sie sind geizig. Die Arabuliana nicht, denn sie haben ein gutes Herz. Die Bleokana nicht. Die Bleokana hatten einen Herrscher. Er hieß Klabanismus. Der Herrscher Klabanismus hatte dunkle Kräfte. Wenn er etwas befahl, machte sein Volk es. Außerdem noch er etwas streng. Bei den Arabuliana gab es eine gutherzige Königin. Sie hieß Abertula. Auch das Volk durfte hier mitbestimmen. Abertula hatte einen Freund. Er hieß Erelebert. In dem Land der Arabuliana fingen alle Kniginnennamen mit „A“ an und alle Mnnernamen fingen mit „E“ an. Abertula und Erelebert würden in einem Jahr ein Kind bekommen.

Ich wache auf. Ich befinde mich wieder im Jahr 2014. Es ist 6.10 Uhr. „Mist ich bin zu spät dran“, denke ich. Ich mache mich fertig und fahre zur Schule. Eigentlich habe ich dazu keine Lust. Ich möchte viel lieber ins Bett gehen und weitertrumen. Was passiert wohl gerade bei den Arabuliana? Ist Klabanismus gemein zu seinem Volk? Abends konnte ich es kaum erwarten in mein Bett zu gehen. Ich schließe meine Traumkette und schlafe ein. Ich träume ...

Ich bin nun im Jahr 1947 im Land der Arabuliana. Komisch – nach nur einem Tag im Jahr 2014 sind hier zwölf Jahre vergangen! Abertula und Erelebert hatten inzwischen mich. Ich war ihr Kind. Ich war elf Jahre alt. Mein Name ist Amanda. Ich werde einmal Königin der Arabuliana werden. Mein Opa Ereneo hätte mich so beschrieben: Sie hatte strahlend blaue Kinderaugen, braune lange Haare, ein zauberhaftes Lächeln und eine kleine Stupsnase. Ich hatte einen süßen, kleinen, schwarz-weiß gefleckten Hund namens Brause. Mama, Papa, Opa, ich und natürlich Brause waren eine glückliche Familie.

Doch Klabanismus hatte keine Nachkommen. Er wollte nicht, dass die anderen etwas haben, das er nicht hat. Er schmiedete einen furchterregenden Plan und brach mit bösen und grauenvollen Absichten in die Welt der Arabuliana ein.

Ich wache auf. Es ist drei Uhr morgens. Ich bin nass geschwitzt und voller Angst. Werden Klabanismus´ Pläne aufgehen? Ich gehe auf die Toilette und danach wieder in mein Bett. Ich traue mich nicht, wieder die Kette zu schließen, vor lauter Angst, was mich dann erwarten wird. Nach langer Zeit schlafe ich endlich wieder ein.

Zur gewohnten Zeit wache auf. Immer wenn ich nicht die ganze Nacht durchträume, werde ich krank. Heute habe ich Fieber – grässlich. Aber das gute ist, dass ich nicht zu Schule muss, sondern zu Hause bleiben kann, im Bett und viel Zeit zum Träumen habe. Ich schließe meine Kette.

Ich spürte die Angst in meinem Herzen. Ich hörte meine Mama zu Ereneo, meinem Opa, sagen: „Amanda und Du, ihr müsst fliehen. Jetzt. Sofort. Klabanismus möchte Amanda für sich haben.“ Sie brachen direkt auf. „Zum Abschied habe ich noch ein Geschenk für Dich Amanda.“ Mama überreichte mir eine Kette. Es war eine silberne Kette mit einem silbernen Anhänger. Darin befand sich ein roter Stein. Er sah aus wie ein Tropfen Blut. Mama legte mir die Kette um den Hals und schloss sie. Sie weinte. „Pass gut auf Dich auf, mein Kind. Ich werde immer an Dich denken. Wir werden uns bestimmt bald wiedersehen.“ Ich weinte und umarmte Mama ganz fest. Ich möchte nicht weg von hier. Hier ist alles was ich kenne und was ich gerne habe – vor allem Mama, Papa und Brause. Brause? „Mama, darf Brause mitkommen? Ich habe ihn doch sooo lieb. Er kann uns beschützen.“ Mama lächelte uns an und sagte „Ja.“. Schon ging es los.

Wir gingen viele Tage Richtung Norden und ließen das Land der Arabuliana weit hinter uns. In den Nächten versteckten wir uns im Wald. Ich durfte in Opa Ereneo's Armen schlafen. Brause wärmte meine Füße. Am nächsten Morgen jaulte Brause plötzlich fürchterlich auf. Unruhig rannte er hin und her. Was war los? Was hatte Brause? Auf einmal - wie aus dem Nichts - steht Klabanismus mit den stärksten Männern aus seinem Volk vor uns. Ich hatte furchtbare Angst und versteckte mich schnell hinter Opa Ereneo und nehme Brause auf den Arm. Klabanismus sagte: „Jetzt haben wir Euch. Nun seid Ihr für immer in meiner Hand!“.

„Das werden wir ja noch sehen.“, sagt Opa und hielt mich hinter seinem Rücken fest. Ich zitterte. Klabanismus rannte mit seinen Männern auf uns zu und wollte nach uns greifen. Vor Aufregung zog ich an meiner Silberkette. Sie sprang vom Hals und ... – ... wo sind wir? Brause leckt aufgeregt über mein Gesicht. Wo ist Klabanismus? „Opa, wo sind wir? Was ist passiert?“. „Ich weiß es auch nicht. Es sieht alles so anders hier aus.“, sagt Opa. Traum – Wirklichkeit – die Zeiten. Alles scheint sich zu vermischen.

Ich schaue mich um: ein weißer Schreibtisch mit angemalten Hasen aus hartem Material. „Schleich“ steht darunter. Ein Kalender hängt an der Wand. Juni 2014? So viele Jahre sind vergangen? Eine fremde Frau kommt ins Zimmer gestürmt: „Aufstehen Victoria. Du musst zur Schule?“. Ich schaue sie verwundert an. Wer ist sie? Ich bin doch Amanda und was ist eine Schule?

Da entdeckt die fremde Frau Opa Ereneo und hört Brause winseln, der sich unterm Bett versteckt hat. „Wer sind Sie?“ fragte die fremde Frau verdutzt. „Das ist ehm, ja“, stotterte ich. Da fällt mir ein, dass ich ja nicht sagen darf, dass das mein Opa Ereneo ist, weil ich ja in einer fremden Zeit bin. „Victoria, also wirklich. Du musst nicht immer alle Bettler und Obdachlose mitbringen. Es gibt doch schließlich auch extra Häuser dafür.“ Zu Opa Ereneo sagt sie: „Gehen Sie und nehmen Sie ihren schrecklichen Köter mit.“

Opa will mich nicht verraten und so verlässt er schnell das Haus. Die Frau nimmt mich mit. Ich weiß nicht, was sie von mir will. Anscheinend bin ich Victoria. Dann muss die fremde Frau meine Mutter sein. Wir gehen zu einer Kiste aus Blech. Unter der Kiste sind runde Räder aus Gummi. „Was ist das?“, denke ich. Meine Mutter öffnet die Tür. „Steig ein“, befahl sie. „Wir sind schon viel zu spät.“ Ich stieg ein. Meine Mutter fährt mich irgendwo hin. „Steig aus. Du hast gleich Unterricht in Deinem Klassenraum“ sagt sie. Ich gehe in ein großes Gebäude. „Wo soll mein Klassenraum sein?“, frage ich mich. An einer Tür steht Klasse 5d. Ich gehe einfach hinein. Die Kinder dort sind alle so alt wie ich.

„Hallo Victoria!“, begrüßt mich ein Mädchen. Auf ihrem T-Shirt steht „Franziska“. – „Nina ist auch schon da. Endlich sind die bff (best friends forever) wieder vereint.“ „Ach, das sind Victorias Freundinnen“, denke ich. In der ersten Stunde haben wir Deutsch. Alle dürfen erzählen, was sie gestern gemacht haben. Dann sollen wir eine Personenbeschreibung üben. Jeder stellt seine Person vor. Als ich an der Reihe bin, beschreibe ich Klabanismus: „Meine Person heißt Klabanismus. Er lebt in einer anderen Welt. Dort ist er sehr mächtig. Er ist zu allen Menschen gemein und beherrscht sie. Wie könnte man Klabanismus besiegen?“. „Eine sehr schöne Beschreibung“, sagt die Lehrerin. „Aber zu einer Personenbeschreibung gehört auch das Aussehen, Victoria.“

Die Lehrerin sieht sich um. Ein anderes Kind hebt die Hand. „Was möchtest Du uns mitteilen, Franziska“, fragt die Lehrerin erstaunt. „Ich habe eine Idee, wie man Klabanismus besiegen kann.“, sagt Franziska. „Jeder Mensch hat eine Schwäche. Wie ist das bei Klabanismus?“. „Klabanismus – mir fällt nichts ein. Er hat keine Schwächen. Er ist groß und stark. Nur wenn er Efeu sieht, wird er ohnmächtig. Er hat nämlich eine starke Allergie.“, antworte ich. „Genau so etwas meine ich“, sagt Franziska. „Du kannst ihn mit Efeu besiegen.“ „Eine sehr gute Idee. Du warst sehr aufmerksam, Franziska“, lobt die Lehrerin. „Aber wie soll das denn gehen?“, frage ich verwundert. Jetzt hat Nina eine Idee: „Du könntest ihm das Efeu beim Kampf vor die Nase halten. Dann fällt er ohnmächtig hin. Danach kannst Du ihn zum Beispiel in ein Gefängnis bringen.“. „Also gut.“, sagt die Lehrerin, „Jetzt, da wir fertig sind, kann ich euch ja die Hausaufgaben sagen: Ihr macht die Personenbeschreibung zu Hause zu Ende und ergänzt, was noch fehlt. Bitte vergesst nicht, die Fehler zu verbessern.“. Die ganze Klasse stöhnt. Mir macht es nicht aus, denn es sind ja meine ersten Hausaufgaben. Plötzlich klingelt es. Ich erschrak. Was war das? Ach so, es klingelt nur zu Pause. Franziska und Nina kommen und schlagen vor: „Wir können Efeu suchen gehen.“ „Gerne“, erwidere ich. Wir gehen los. Efeu wächst direkt an der Schulmauer. Ich breche ein paar Stängel ab und stecke sie in meine Tasche. „1.40 Meter wächst Efeu in einem Jahr“, sagt Nina. Ich staune. Der Unterricht fängt wieder an und wir gehen in die Klasse. Nach der Schule holt meine Mutter mich wieder ab.

Mittags finde ich Opa und Brause auf der Straße. Ich schleuse sie ins Haus – meine Mutter war gerade im Keller - und verstecke sie im Kleiderschrank bis zum Abend. „Opa, ich weiß jetzt, wie wir Klabanismus besiegen können. Lasst uns am Abend, wenn meine Mutter eingeschlafen ist, in unsere Zeit zurückkehren.“ „Wirklich?“, fragt Opa Ereneo ungläubig. „Ja, vertraue mir.“, antworte ich. Abends nehme ich Opa an die Hand und Brause auf den Arm. Opa schließt mir die Kette und unsere Reise in unsere Zeit beginnt.

Wir befanden uns auf einer Wiese in meiner Zeit - 1947. Es war unheimlich dunkel nur der Mond schien. Vor uns stand plötzlich Klabanismus mit seinen Männern. Er sah furchterregend aus. „Da seit ihr ja endlich. Ihr wart plötzlich verschwunden. Wir haben Euch die ganze Zeit gesucht!“, schrie Klabanismus. Ich bekam Todesangst. Es war nun totenstill. Klabanismus und seine Männer starrten uns an. Was sollte ich nur tun? Mein Gehirn war wie leergefegt.

Ich nahm einen Stock, um gegen Klabanismus zu kämpfen. Er zückte sein scharfes Schwert. Es glänzte im Mondlicht. Am Schwert klebte noch altes Blut. „Vielleicht hat er ja nur ein Schwein getötet“, versuchte ich mir die Angst zu nehmen. Ich glaubte es zwar selber nicht, weil in unserer Umgebung niemand Fleisch isst. Verunsichert schaute ich zu Opa Ereneo. Er wirkte sehr ruhig, aber ich wusste, dass er auch Angst hatte. „Los geht es! Ich bekomme Dich, Du kleine Krötel!“, brüllte Klabanismus. Er ging mit dem Schwert auf uns zu. Kurz bevor Klabanismus bei uns ankam, stürzte sich Brause auf Klabanismus und biß ihm ins Bein. Er wollte uns beschützen. „Au, Du kleines Biest!“, schrie Klabanismus und streifte Brause mit dem Schwert.

Er winselte. „Lass` ihn in Ruhe, Du Fettwanst!“, schrie ich. Brauses schwarz-weiß-geflecktes Fell färbte sich an einigen Stellen rot. Mit eingezogenem Schwanz versteckte sich Brause winselnd hinter mir. „Ich lasse mich nicht von einer kleinen Göre wie Dir beleidigen!“, keifte Klabanismus. Wir fingen an zu kämpfen. Stock gegen Schwert. Plötzlich rutschte das Schwert ab. Mein Stock brach durch und flog gegen Opa´s Kopf. Opa brach zusammen. „Opa!“, rief ich entsetzt und lief zu ihm. „Achtung!“, schrie Opa. „Hinter Dir steht Klabanismus!“. Ich warf mich auf den Boden und rollte mich zur Seite. Puh, das war knapp. Klabanismus hätte mich fast erwischt. Dann fiel mir ein, was wir in der Klasse besprochen hatten. Ich griff in meine Tasche und nahm den Efeustängel heraus. Klabanismus sah es. Seine Augen weiteten sich vor Entsetzen, sein Mund stand offen. Er griff sich sofort an den Hals, denn er bekam kaum noch Luft. Am ganzen Körper bildeten sich Quaddeln. Dann sank er ohnmächtig zu Boden. Das war meine Chance. Ich rief laut nach Erelebert. Er kam sofort ange laufen. Wir brachten Klabanismus in eine Höhle und ketteten ihn an. Vor der Höhle pflanzten wir Efeu ein. Ich erinnerte mich daran, wie schnell die Pflanze wächst. Klabanismus war besiegt - für immer. Wir gingen zur Wiese zurück, um mit Opa und Brause nach Hause zu gehen. Beiden ging es schon besser. Der Tag war lang und erleichtert fiel ich Abertula, meiner Mama, in die Arme. Ich erzählte ihr alles und schlief dann vor lauter Erschöpfung in ihren Armen ein. Mama brachte mich in mein Bett.

Ich wache auf. 2014. War das ein schöner Traum. „Zum Glück ging alles gut aus“, dachte ich. Ich gehe in die Schule. Als Hausaufgabe haben wir auf, eine schöne Geschichte zu schreiben. Da fällt mir ein, worüber ich schreiben kann: Es war einmal ein Mädchen. Es hieß Amanda ...

Maike Schönebeck • Milena Terstriep • Jana Lütke-Wissing
Antonia Hartmann • Anne -Sophie Jung

Nichts ist
unmöglich ...

auch mit 14

Nichts ist unmöglich ... auch mit 14

„Warum dauert das denn so lange?“, fragte sich die elfjährige Maja und lugte bestimmt schon zum zehnten Mal durch das kleine, runde Fenster der Sprechzimmertür. Gerade noch sah ihre Mutter ziemlich gelassen aus, doch dann wirkte sie durch die Scheibe äußerst blass. Auf der Autofahrt, auf dem Weg nach Haus, redeten sie kaum miteinander und der PKW füllte sich mit Stille. Als die beiden stumm die Steile Treppe des Mietshauses hinauf stiegen, war die Mutter so in ihre Gedanken vertieft, dass sie fast über fünf Stufen gleichzeitig stolperte.

In der Wohnung angekommen setzte sich die Mutter geistesabwesend an den runden Esszimmertisch und winkte ihre ahnungslose Tochter herbei. Es herrschte kurzes Schweigen, bis Maja das Wort ergriff. „Warum hat die Sprechstunde so lange gedauert?“ Die Mutter fing stockend an zu erklären... Weinend rannte Maja in ihr Zimmer. Gerade hatte Ihre Mutter die an sie gerichtete erschütternde Nachricht des Arztes überbracht. Konnte es wahr sein, dachte Maja todtraurig, ist es wirklich wahr? Ihre Gedanken spielten verrückt. Konnte wirklich ein kleines Mädchen von elf Jahren schon an Krebs erkranken? Die Jahre vergingen, Maja wuchs trotz Krankheit, zu einem freundlichen Menschen heran, doch sie wurde immer unabhängiger von ihren Freunden. Sie unterzog sich vielen Untersuchungen und Behandlungen, sodass fast jeden Tag im Krankenhaus verbrachte und kaum noch Freizeit hatte. Maja fühlte sich wie ein eingesperrter Vogel. In dieser schweren Zeit war Maja immer öfter von ihrer ständig arbeitenden Mutter enttäuscht. Ihr wurde immer bewusster, dass der ihr, unbekannter Vater, fehlte und sie und ihre Mutter unterstützen könnte. Manchmal fragte sich Maja auch, wo er wohl geblieben war. Sie hatte ihn noch nie gesehen und wünschte sich nichts sehnlicher, ihn einmal umarmen zu können und ihm einen noch leeren Platz in ihrem kleinen Herzen geben zu können.

Der Kuckuck sprang aus der Uhr. Die Kaffeezeit war schon vorbei. Selbst an Majas 14. Geburtstag kam die Mutter wegen der so wichtigen Arbeit zu spät. Aus Langeweile schaltete Maja das ihr kleine rote Kofferradio an. Da kam der Leiter der Klinik, Dr. Müller, zur alltäglichen Sprechstunde herein. Behutsam schloss er die Tür und setzte sich zu Maja an die Bettkante.

Stockend berichtete er, was er gerade von der Polizei erfahren hatte. „Maja, es tut mir leid, dir sagen zu müssen, dass...“, der Arzt konnte seinen Satz nicht beenden, da das Radio eine laut tönende Warnmeldung bekannt gab: „Achtung, Achtung an alle Autofahrer! In der Hamburger Jakobistraße nahe der St.Marien Klinik hat sich ein großes Drama abgespielt. Eine 38 jährige Hamburgerin raste mit ihrem roten PKW in den Laderaum eines LKWs. Sie erstickte in dem darin liegenden Heu. Bitte nehmen sie die Umleitung. Wir bedanken uns für ihr Verständnis...“

Maja meinte entsetzt: „Die arme Frau! So früh schon zu sterben. Sogar ohne irgendeine Krankheit.“ „Na ja, also...“, stammelte der Arzt Dr.Müller verlegen. Maja wurde ein wenig misstrauisch. Warum er wohl gekommen war? Wegen ihrem Geburtstag hatte er noch kein Wort gerührt und die Sprechstunde war ja schon lange vorbei. Maja hatte eine böse Vorahnung. „War es meine Mut...“, stotterte Maja auf alles gefasst. Der Doktor ließ sie nicht aussprechen, drückte sie tröstend an der Schulter, und nickte nur stumm. Ein Nicken, welches Maja ruckartig die Hoffnung eines doch noch glücklichen Lebens nahm. Es kam ihr vor wie ein Faustschlag ins Gesicht. Sie weinte und weinte. Auch nach ein paar Tagen wollte sie immer noch nicht glauben, was geschehen war. Dr. Müller versuchte immer wieder zu trösten, denn ihre Werte sanken und sanken. Nach ein paar Wochen konnten die Behandlungen nicht mehr helfen und der Arzt sah sich eines Tages in der Pflicht, Maja eine weitere schmerzhaft Nachricht zu überbringen. Natürlich wollte Dr.Müller das nicht, doch die einzige Möglichkeit dies zu verhindern schien im, den Vater von Maja zu finden. Doch auch nach langem Suchen blieb er immer ohne Antwort. Der Doktor plante, es ihr während der Kaffeezeit zu erklären, doch Maja wollte heute zum ersten Mal wieder in die Wohnung der Mutter gehen, um frische Wäsche und ein paar Bücher zu holen. Der Arzt sah sie nur noch im sich schließenden Aufzug hinunter fahren. Maja verließ die Klinik und schlenderte lustlos durch die Hamburger Straßen und Gassen. Seit dem Tod ihrer Mutter hatte sie die Wohnung nicht mehr betreten, in der Angst auf den Geist ihrer Mutter zu treffen. Doch nun gab dieses mögliche Wiedersehen Maja zum ersten Mal Hoffnung, um mit ihr noch viele offene Fragen zu klären. Mit einem Knarren öffnete sich die hölzerne Haustür. Maja stieg etwas ängstlich die mit Messing beschlagenen Treppenstufen hinauf.

Als sie fast oben war, sah sie etwas auf der Treppe liegen. Sie musterte das kleine aus Leder gebundene Notizbuch. War es ihrer Mutter aus der Tasche gefallen? Oder waren vielleicht ... Einbrecher hier gewesen?! Die schlimmsten Gedanken fantasierte Maja sich zusammen. Doch sie beschloss der Wahrheit auf den Grund zu gehen. Ihre Angst war wie verflogen, als sie die Treppe ganz hinaufstieg. Oben angekommen, schaute sich Maja die Tür genau an. Doch sie war nicht beschädigt. Maja blickte um sich und lauschte in die Stille des Flures. Sie wollte nicht bösaartig überrascht werden und ging lieber noch mal ganz sicher. Langsam und vorsichtig öffnete Maja den bunt verzierten Buchdeckel. Gleich auf der ersten Seite fand Maja Antwort. Dort stand:

Henrike Engels' Tagebuch

Schnell blätterte Maja weiter. Sie konnte es nicht fassen! Ihre Mutter hatte ihr nie erzählt, dass sie Tagebuch schrieb. Maja war zwar begeistert was ihre Mutter da so bunt und lustig erzählte und malte, doch die Trauer schien wieder zu beginnen. Besonders bei den vielen Passfotos kullerten Maja einige dicke Tränen über die Wangen. Der Schmerz dieses Verlustes wurde immer größer. Auf einer Seite aber erschrak sie. Dort stand geschrieben: (...)

Liebes Tagebuch,

Ich werde es bestimmt nicht so schnell verkraften, dass mich mein Verlobter Thorsten Braun so beleidigt hat. Ich habe beschlossen aus seiner Wohnung in der Hafestraße 10 in Bremerhafen auszuziehen und ihm nie davon zu erzählen, dass ich ein Kind erwarte. Mein Kind hat einen besseren Vater als diesen Betrüger verdient. (...)

Maja konnte es nicht glauben, sie hatte einen Vater, den sie besuchen könnte, dem sie all ihre Sorgen erzählen könnte! Maja dachte nach, ob er weiß, dass ihre Mutter gestorben war. Weiß er überhaupt, dass es mich gibt? Maja konnte es sich nicht beantworten, auch nicht länger darüber nachdenken, denn ihr Handy klingelte wie wild. Es war Dr. Müller am anderen Ende der Leitung. Hektisch suchte er nach Worten, fand sich ein und stotterte: „Maja, du solltest am besten sofort in die Klinik zurückkehren. Ich wollte dir schon heute Mittag sagen, dass dein Zustand in letzter Zeit immer schlechter geworden ist. Es könnte sein, dass du uns bald für immer verlassen musst. Vielleicht schon in einer Woche. Wir möchten mit dir notfalls schon mal alles planen und...“

Maja konnte nicht anders als aufzulegen. Sie hatte zwar schon viel durchmachen müssen, doch das war zu viel. Sie hatte zwar gerade festgestellt, dass sie ein Vater hat, doch dieser kleine Hoffnungsschimmer konnte ihr so großes Leiden einfach nicht verschwinden lassen. Maja weinte bitterliche Tränen. Sie hatte einfach alles verloren. Ihre Freunde, ihre Großeltern, ihre Mutter, einfach alles. Und nun wenn sie jemanden gefunden hatte, der sie vielleicht liebt und sich gebessert hat, kommt so was. Sie war wirklich am Nullpunkt angelangt. Die Tränen ließen nach. Sie beschloss das Gute vor das Böse zu schieben. Ihren Vater zu finden, sich ihren letzten und größten Wunsch zu erfüllen und wenn es sein musste, glücklich zu ihrer Mutter in den Himmel zu gehen.

Doch schon jetzt litt sie unter hohem Zeitdruck. Sie nahm allen Mut zusammen und öffnete ruckartig die schwere Wohnungstür. Sie packte ein wenig Kleidung zum Wechseln und die wenigen Andenken ihrer Mutter ein, sowie einen 50€-Schein in einen ihrer großen Rucksäcke. Maja hätte fast vergessen, ihren einzigen Hinweis auf den Vater, das Tagebuch mitzunehmen. Behutsam schloss sie die Tür, rannte Stufe für Stufe die Treppe hinunter und ging hinaus auf die Straße. Sie schnappte sich ihr altes, rotes Hollandrad und fuhr zum Aldi, ein paar Straßen weiter. Dort kaufte sie die nötigsten Lebensmittel für eine mehrtägige Reise ein. Sie radelte weiter zur nächsten Infotafel und schaute sich die 500KM Umkreiskarte von Hamburg an. Als sie sich unbeobachtet fühlte, markierte sie ihren Zielort, die Hafestraße 10 in Bremerhaven und ihren jetzigen Standort mit einem Edding und fotografierte ihre teils selbstgemalte Route. Sie konnte das Foto nun als Plan nutzen. Nun hatte Maja alles vorbereitet und ihre Reise nach Bremerhaven konnte beginnen. Am Anfang war sie sich zwar noch etwas unsicher, ob ihr Vater überhaupt noch lebte oder vielleicht schon längst umgezogen war.

Doch, ob sie nun ihren Vater finden würde oder auch nicht, das wichtigste war ihr, das sie es überhaupt zu Ende bringen könnte und die Chance hätte zu überleben. Sie hoffte von ganzen Herzen, das die Diagnose des Arztes vielleicht nur ein Irrtum war und sich nicht erfüllen würde. Maja bog inzwischen auf die große Bundesstraße ein und achtete genaustens auf den Verkehr. Sie wollte nicht wie ihre Mutter an irgendwelchen Verkehrsunfällen sterben. Die Bundesstraße war die größte Etappe ihres langen Weges, womöglich aber auch die gefährlichste.

Als sie knappe 3 Stunden gefahren war, fing es schon langsam an zu dämmern. Maja hielt an der nächsten Landgasstätte an und kaufte sich zum Abendessen Pommes und einen Cheeseburger. Als sie alles aufgegessen hatte, wollte sie schließlich schlafen. Ihr blieb zwar nichts anderes übrig, als auf der schmutzigen Parkbank des Gasthofes zu übernachten, doch Maja fand es immerhin besser wie nichts. Die Nacht war beängstigend still, als Maja in Decken eingehüllt auf der Bank lag.

Sie schaute noch stundenlang hinauf zum Himmelszelt und dachte an ihre Mutter. Wie es dort oben wohl ist, fragte sich Maja. Irgendwann gegen Mitternacht schlief sie dann erschöpft ein. Morgens in der Früh fuhr sie schon um 5 Uhr weiter. Sie hatte inzwischen einen Jungen kennen gelernt, der sie für ein Stückchen begleiten wollte. Die beiden plauderten vergnügt miteinander, doch Majas Sorgen um ihren Gesundheitszustand wollten einfach nicht verschwinden. Die heute geplante Behandlung des Arztes hätte Maja wirklich gut tun können. Um 13 Uhr hielten Maja und der Junge, er hieß Boris, zum Mittagessen an einer der Raststätten an, um sich zu stärken und sich ein wenig auszuruhen. Maja aß einen Apfel und ein Sandwich aus ihrem Rucksack. Mittlerweile war sie ziemlich schwach geworden und hielt sich nur noch schwer auf den Beinen.

Als sie nur noch 50 KM von Bremerhafen entfernt war, wurde die Bundesstraße wegen einer Baustelle gesperrt. Maja fragte zwar in der Raststätte nach einer Umleitung doch der Wirt antwortete: „Die einzige Umleitung geht über die Autobahn,“ und sie beschloss das Risiko auf einer so stark befahrenen Straße zu radeln nicht einzugehen. Sie kaufte sich stattdessen einen Radfahrplan der Umgebung und setzte sich auf die Terrasse. Maja schaute sich den Rest ihrer Route an und markierte sie wieder mit einem Edding. Doch zu ihrem Entsetzen bemerkte sie, dass der einzige Radfahrweg nach Bremerhaven durch einen einsamen, abseits liegenden, und großen Wald führte. Doch sie hatte keine andere Wahl, als den Weg durch den so genannten Hexenwald zu nehmen.

Sie musste zwar ohne Begleitung durch den schaurigen Wald fahren, da der Junge in Richtung Norden weitergefahren war, doch ihre verstorbene Mutter war für Maja wie ein wachsamer Schutzengel.

Sie ließ einige Wege und Landstraßen hinter sich, bis sie schließlich langsam und vorsichtig auf den steinigen Radweges des Waldes einbog. Als sie sich immer tiefer in den Wald hinein wagte, dachte sie auch immer wieder an ihren Vater. War er wohl immer noch so ein Betrüger wie die Mutter ihn in ihrem Tagebuch beschrieben hatte oder hatte er sich in den vielen Jahren vielleicht gebessert?

Sie war so verzweifelt und bereute es inzwischen, ohne -große Vorbereitungen und Planungen diese Reise unternommen zu haben. Wie auch am letzten Abend dämmerte es schon gegen 18 Uhr abends. Maja wollte bis zur endgültigen Dunkelheit den Wald wieder verlassen haben, doch er wirkte mehr als doppelt so groß, als auf ihrer Karte. Zu allem Unglück fing es nun auch noch an zu gewittern. Maja bekam Panik, denn bei einem Gewitter sollte man sich ja eigentlich nicht unter Bäumen aufhalten... Dieser Schreck gab Maja den Rest dazu, vor Erschöpfung, Schmerz und Angst ohnmächtig zu werden. So fiel sie ohne es zu merken in den Seitengraben des Radweges.

Ein paar Stunden später, fuhr der noch ahnungslose Förster des Waldes, Thorsten Braun, seine tagesübliche Kontrollrunde und entdeckte dabei ein ohnmächtiges Mädchen im Seitengraben, Maja. Als sie nach ein paar Minuten immer noch nicht zu sich kam, beschloss Herr Braun den Krankenwagen per Handy zu verständigen. Da er aber dummerweise im Wald keinen Handyempfang hatte, setzte er das völlig unterkühlte Mädchen kurzerhand in warmen Decken eingehüllt auf den Rücksitz und fuhr sie schnell in seine Wohnung um sie dort selbst zu versorgen, da die Straßen aufgrund des schweren Gewitters komplett gesperrt waren. Maja erwachte, öffnete langsam ihre noch schweren Augenlider und fand sich in einer völlig fremden Wohnung wieder.

Ein ihr unbekannter Mann kam mit einem warmen Tee auf sie zu und gab ihr die Tasse. Maja zögerte zwar erst, doch nahm schnell einen großen Schluck. Thorsten fragte sie: „Woher kommst du? Auf jedenfalls nicht aus dieser Gegend, oder?“ „Ich komme aus Hamburg“, antwortete Maja noch völlig durcheinander, „aber wer sind sie? Der Mann lachte spöttisch, präsentierte ihr stolz den Namen „Thorsten“ und erkundigte sich ebenfalls. „Maja“, flüsterte er, „ein schöner Name. Aber was hattest du eigentlich ganz allein im Wald verloren?“

Ich habe dich im Seitengraben des Fahrradweges gefunden. Du musst wissen, ich bin der Förster des Hexenwaldes. Du warst ohnmächtig und schon ganz vom Regen durchnässt, da habe ich dich nach Bremerhaven, in meine Wohnung, mitgenommen.“ Maja huschte, trotz ihrer zugenommenen Schwäche, ein Lächeln übers Gesicht. Sie fragte entschlossen: „Könnten sie mich vielleicht zur Hafestraße 10, zu einem gewissen Thorsten Braun, bringen?“

Der Förster meinte verblüfft: „Du bist schon da. Ich bin Thorsten Braun und hier ist die Hafestraße 10.“ Maja konnte sich ein kurzes Lächeln wieder nicht unterdrücken und fragte weiter: „Kennst du vielleicht Henrike Engels?“ Thorsten erschrak. Er stammelte verblüfft: „Du kennst sie? Sie war bis sie nach Hamburg umzog meine Verlobte.“ „Sie ist vor kurzem, an einem Auto-unfall verstorben“, erzählte Maja und der Förster sah sie wie versteinert an und ihm kullerten einige Tränen über die Wangen. Mit letzter Kraft stotterte sie: „Ich bin deine Tochter.“ Er kniete sich ruckartig nieder, schaute Maja tief in die Augen und gab ihr liebevoll einen Kuss. Sie hatte es geschafft. Beide konnten ihr Glück kaum fassen, Maja, weil sie nun endlich ihren Vater gefunden hatte und Thorsten, weil er Henrike so dankbar, für eine so nette Tochter war. Die beiden setzten sich nun als Vater und Tochter vereint auf das rote Sofa und hatten sich für lange Zeit sooo ... viel zu erzählen.

(bitte nun beigefügte CD anhören)

Die beiden redeten noch bis weit in den Morgen miteinander, Majas Sorgen waren wie weggeblasen. Sie hatte endlich mit jemanden über die schlimme Zeit im Krankenhaus reden können. Sie war wunschlos glücklich. Da doch langsam schon der Morgen graute, beschloss Maja nun ins Bett zu gehen. Sie umarmte noch einmal ihren Vater. Maja war so müde und erschöpft, dass ihre Augenlider schon in den Armen ihres Vaters zu fielen. Er trug sie behutsam ins Bett, deckte sie sorgsam zu und wünschte Maja noch eine gute Nacht. Er merkte aber nicht, das sie schon in Frieden zu ihrer Mutter in den Himmel heimgegangen war und dort nun sehnsüchtig auf ihren Vater wartete, um ihm noch mehr von ihrem zwar kurzem, aber erlebnisreichen Leben zu erzählen.

ENDE

Lydia Gebker-Erning

EINFACH WEISS

Einfach weiß



Die Sonne strahlt kräftig auf das vor mir liegende Blatt Papier. Es ist nicht beschrieben, auch sind keine Anzeichen leichter Fältchen zu erkennen. Es ist weiß.

Weiß wie der selbst gestrickte Pullover meiner Oma. Doch dieses Blatt hat keinen großen Kaffeefleck.

Weiß wie der Schuhkarton neben meinen Schreibtisch. Doch dieses Blatt hat keine Werbestreifen.

Weiß wie weiß eben sein kann, wie weiß eben ist.

Ich kaue auf meiner Unterlippe herum. Ich bin angestrengt und konzentriert. Einen Bleistift halte ich in der rechten Hand. Er ist nicht einmal angespitzt. Vielleicht gibt er mir die Hoffnung, ich würde ihn tatsächlich benutzen, die Wörter würden sich auf einmal in Sätzen zusammenfinden und einen Sinn ergeben. Eine Geschichte entsteht, meine Geschichte.

Ich denke nach. Ich mache die Augen zu. Es erscheinen Bilder. Manche so vertraut, dass ich denke, ich befinde mich dort, dort in diesen lebenden Bildern. Vielleicht sind es Erinnerungen, die ich nicht loslassen kann, vielleicht sind es Träume oder Wünsche?

Sie locken meine Gedanken. Ich lasse es zu und schicke sie auf eine Reise. Meine Gedanken reisen durch mich. Sie suchen sich einen Anfang, irgendwo, irgendwann auf irgendeinem dieser Bilder in meinem Kopf.

Sie reisen durch Licht und Dunkelheit, lassen sich treiben, finden Worte, finden Sätze, von denen ich nicht wusste, dass es sie in mir gibt. Sie werden zurückkommen, wenn sie den Sinn gefunden haben und ihre Reise vollendet ist. Und dann werde ich aufschreiben, was meine Gedanken mir von dieser Reise mitgebracht haben. Meine Geschichte!

Die Sonne strahlt schwach auf das vor mir liegende Blatt Papier. Es ist nicht beschrieben, auch sind keine Anzeichen leichter Fältchen zu erkennen. Doch es ist nicht mehr weiß.

Nicht für mich. Ich kann mir die Bilder darauf vorstellen, ich sehe die prachtvollen Farben, die meine Gedanken auf der Reise entdeckt haben. Ich sehe die Geschichte, die meine Gedanken für mich erzählen, meine Geschichte.

Ich werde meine eigene Fantasie jedoch nicht immer sehen können, die Reise in das ungewisse ich. Manchmal werde ich auf ein weißes Papier vor mir schauen und es als ein einfaches, weißes Blatt wahrnehmen. Doch was ist schon einfach weiß?



Marie Franke

Zum letzten Mal

Reise ins Ungewisse

„Zum letzten Mal“ Reise ins Ungewisse

Ich knie im Sand und entferne das Unkraut zwischen den Stängeln des Getreides. Die Sonne scheint erbarmungslos auf die Felder und lässt Weizen, Mais und Gras verdorren. Vögel gleiten träge durch die Mittagshitze. Neue Setzlinge haben kaum eine Chance in dieser Hitze zu überleben. Und wenn sie diesem Klima doch trotzen sollten, wird es ihnen an Wasser und Nährstoffen fehlen. Dieser Boden hier ist viel zu nährstoffarm, als dass man Blumen oder Bäume mit saftigen Früchten anbauen könnte. Vergebens versuchen wir mit dem wenigen Wasser, das uns zur Verfügung steht, die Pflanzen am Leben zu erhalten. Das Wasser soll unsere Ernte und gleichzeitig auch unser Einkommen sichern. Wir brauchen das Geld!

Schweißtropfen perlen meine Schläfen hinab. „Batoma!“ Ich hebe den Blick. Meine Mutter winkt mich von unserer Lehmhütte aus zu sich. Ich stehe auf, lasse die kleine Schaufel fallen und wische mir die Hände an meiner Schürze ab. Fröhlich laufe ich zur Hütte. Meine Mutter streicht mir lächelnd über die dunklen Haare, die sie mir gestern Abend zu kleinen Zöpfen geflochten hat. Ich gebe ihr einen Kuss auf die Wange. Das machen alle Kinder in dieser Gegend so; man ehrt damit sozusagen seine Eltern, wurde mir erklärt.

Meine sieben Geschwister scharren sich bereits um die kleine Feuerstelle, während mein Vater heißen Grießbrei in Holzschüsselchen füllt. Gierig schlinge ich das Essen herunter, obwohl ich weiß, dass es die einzige Mahlzeit an diesem Tag sein wird. Doch ich bin einfach zu hungrig, um den süßen Brei genießen zu können. In den Dürreperioden, wenn der Hunger in deinem Bauch nagt, wie ein junges Eichhörnchen und er dir den Schlaf raubt, binden wir unsere Hüfttücher noch enger um unseren Bauch, damit das „Loch“ in der Magengegend nicht mehr allzu groß erscheint. Diese Zeit ist die schlimmste. Die Menschen nehmen immer weiter ab, bis sie nur noch aus Haut und Knochen bestehen. Sie stürzen sich auf ein noch so kleines Stück Brot wie wilde Hunde. Manchmal finde ich ein Bonbon oder eine Banane, die ein Tourist verloren haben muss. Diese Süßspeisen lasse ich mir langsam auf der Zunge zergehen.

„Batoma, könntest du gleich Wasser holen? Auf Magdalena und Omar müsstest du auch noch aufpassen.“ Sie zeigt auf meine beiden jüngsten Geschwister. Unter Mamas Fingernägeln zeichnet sich der rötliche Sand dieser Region ab und ihre Haut ist leicht faltig. Die Erschöpfung steht ihr ins Gesicht geschrieben. Ich stehe auf, sammle die leeren Schüsseln ein und binde Omar mit einem Tuch auf meinen Rücken. Dann nehme ich mir einen Tonkrug und greife nach Magdalenas Hand.

Der Weg zum Dorfbrunnen ist weit. Meine Füße schmerzen vom vielen Laufen und meine Hände sind rau von der Arbeit auf dem Feld. Als wir endlich am Brunnen ankommen, dränge ich mich durch die Mengen an Frauen und Mädchen. Dicht aneinander stehend warten sie auf etwas Wasser. Wasser ist, zusammen mit Lebensmitteln und Geld, ein wertvolles Gut. Ich bin mir fast sicher, dass manche Frauen Mord für ein wenig der kostbaren Flüssigkeit begehen würden. So ist das Leben - hart, grausam, gefährlich. Man kann sich glücklich schätzen, wenn man einen halben Krug voll mit schlammigem Wasser bekommt. Doch heute scheint ein guter Tag zu sein, denn ich bekomme so viel, als dass ich es beinahe nicht mehr auf meinem Kopf tragen könnte.

Auf dem Rückweg kommen wir an zerfallenen Hütten, mageren Menschen und schreienden Kindern vorbei. Magdalena drückt meine Hand fester. Ich bin geübt darin, diese Eindrücke auszublenden; es ist einfach nur schrecklich! Unsere Arme sind dünn wie Äste eines vertrockneten Baumes, unsere Gesichter schmal und unter unseren Augen zeichnen sich dunkle Ringe ab. Ich habe meine Mutter einmal gefragt, weshalb der liebe Gott solch ein Elend zulässt. Sie antwortete mir daraufhin, dass wir doch sonst nicht wüssten, was Glück sei. Und es stimmt! Würde ich mich sonst so sehr über ein klitzekleines Stück Zucker freuen?

Endlich erscheint unser Zuhause am Horizont. Ich stocke, als ich den schwarzen Van erblicke, der vor unserem Ziegenstall parkt. Behutsam setzte ich Magdalena und Omar zu meinen Geschwistern hinter die Hütte und stelle den Krug dazu. Leise schleiche ich zum Eingang und schiebe den Stoff, der als Schutz vor Insekten dient, ein Stück zur Seite. Ein weißer Mann redet eindringlich auf meine Eltern ein, bevor er einen Zettel und einen Stift aus seinem dunklen Mantel zieht, der für dieses Klima völlig unangemessen ist.

Schwungvoll setzt mein Vater seine Unterschrift unter das Gedruckte. Daraufhin erhalten Mama und Papa ein Bündel Geldscheine. Was hat das zu bedeuten? Warum gibt ein weißer Mann uns Schwarzen Geld? Die Weißen sind doch sonst so geizig. Plötzlich dreht der Mann sich um. Hektisch verstecke ich mich hinter einem geflochtenen Korb und halte die Luft an. Als ich einen startenden Motor höre, entspanne ich mich. „Batoma?“ Nach kurzer Suche kniet sich meine Mutter vor mich. „Ich muss dir etwas Wichtiges sagen!“ Den Ausdruck in ihren Augen weiß ich nicht zu deuten. „Du wirst uns verlassen. Stell dir vor, mein Kind, du darfst als Hausmädchen in der Stadt arbeiten!“

Von der Stadt wird viel erzählt. Dort sollen reiche Leute leben, die Häuser sind aus Ziegeln und haben auf dem Dach goldene Kuppen. In der Stadt soll es allen Menschen gut gehen. „Tag für Tag wirst du hübsche Kleider und Schuhe tragen. Dir wird es an nichts fehlen, Batoma! Das Geld, das du verdienst, wird zum Teil an uns geschickt. Es ist momentan so gut wie unmöglich, all deine Geschwister mit unserem jetzigen Einkommen zu ernähren.“ Ich senke den Kopf, doch Mama hebt ihn wieder an, sodass ich ihr in die Augen sehen muss. „Wir brauchen dich, Batoma! Du wirst uns retten, ich weiß es! Du bist etwas ganz Besonderes!“ Ich unterdrücke die aufkommenden Tränen, denn ich muss stark bleiben - Für meine Familie! „Ich werde euch nicht enttäuschen!“

Fünf Tage später hält ein weißer Bulli vor unserem Grundstück. Ich trete hinaus in die Sonne. Der Weizen reckt sich hoch in den Himmel und auf den bräunlichen Grashalmen glitzert der Tau im Sonnenlicht. Es muss heute Nacht geregnet haben. Was für ein Glück! Jeder genießt die frühen Morgenstunden, die angenehm warm sind. Noch streicht eine kühle Brise über meine Haut. Doch schon in wenigen Stunden wird es wieder unerträglich heiß sein. Über meiner Schulter baumelt ein Beutel mit ein wenig Essen, ein paar Scheinen und meinem Atlas, den ich von einem alten Mann geschenkt bekam.

Ich liebe es, mir die bunten Karten anzusehen und mir zu überlegen, wohin ich am liebsten reisen würde. Ich gebe allen meinen Geschwistern einen Kuss und drücke sie fest. Vor meiner Mutter bleibe ich stehen. Sie küsst mich zum letzten Mal auf die Stirn, nimmt mich zum letzten Mal in den Arm. „Ich werde euch vermissen“, flüstere ich. Traurigkeit überkommt mich. Mama öffnet den Verschluss ihrer Kette und legt sie lächelnd in meine Hand.

„Möge die Kette dich beschützen, wenn wir es nicht können.“ Das kühle Metall schmiegt sich in meine Handfläche. Zum letzten Mal gebe ich meinen Eltern einen Kuss auf die Wange, bevor ich mich umdrehe und auf das wartende Auto zusteure. „Ich liebe dich, Batoma!“ Das sollen die letzten Worte sein, die ich je von meiner Mutter hören werde. Ich wage es nicht, mich noch einmal umzudrehen. Aufgeregt steige ich zu den anderen schwarzen Mädchen in den Wagen. Alle scheinen in meinem Alter zu sein – ungefähr elf Jahre alt zu sein.

Ich sehe hinaus zu meiner Familie, die wie verrückt winkt. Der Motor springt an. Felder, kleine Läden und spielende Kinder ziehen an mir vorbei. Tränen hinterlassen Spuren auf meinem staubigen Gesicht. Unaufhörlich drehe ich den Herzanhänger zwischen meinen Fingern hin und her – das einzige, was mir von meiner geliebten Mutter bleibt.

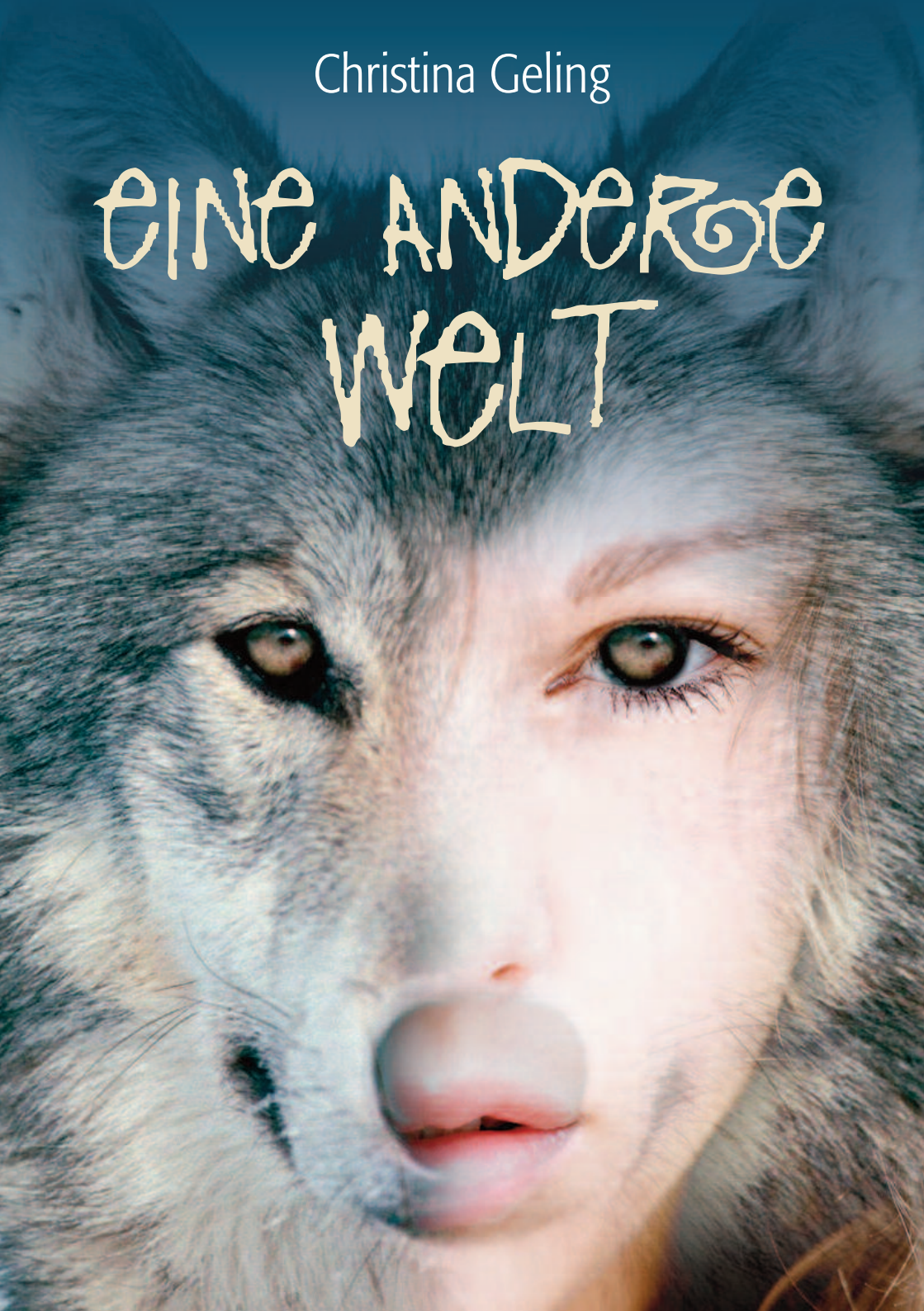
Meine Reise ins Ungewisse beginnt und sie verheißt nichts Gutes, so viel sei gesagt!

Viel zu häufig widerfährt Mädchen in Afrika das selbe Schicksal, wie Batoma in meiner Geschichte. Zuerst wird den Eltern erzählt, dass es den Kindern an nichts fehlen wird und sie selbst davon profitieren werden. Sie bekommen eine kleine Menge an Geld, was ihnen die Entscheidung natürlich vereinfacht. Die Erwachsenen wissen nicht, worauf sie sich einlassen. Die ganze Familie wird getäuscht und ausgebeutet. Die Mädchen kommen in Bordells, in denen sie misshandelt und zum Sex gezwungen werden. Sie werden erst wieder freigelassen, wenn sie einen bestimmten Betrag bezahlen, so wird ihnen gesagt. Doch diese Summe ist häufig nicht einnehmbar. Den Eltern wird das versprochene Geld nicht ausgehändigt. In den meisten Fällen sieht sich die Familie nie wieder.

Marie Franke

Christina Geling

EINE ANDERERE WELT



PROLOG

Auszüge aus "Story of my Life"

(1) *Wie fängt man denn bloß dieses Buch an ? Ich habe vorher sowas noch nie gemacht. Und die Vorstellung das jemand Fremdes meine Gedanken liest macht mir Angst, aber irgendwie muss man sich doch erstmal vorstellen. Oh Gott hört sich das schräg an.*

... Hallo, ich bin 15 Jahre alt und finde, dass ich ein ganz normales Mädchen bin. Aber es gibt eine Sache, die ich gerne sofort ändern würde, wenn das so einfach wäre. Ich hatte noch nie einen Freund, naja aber es gehören eben zwei Personen dazu. Also Schluss mit dem Quatsch, es gibt doch Wichtigeres ?!

Aber wartet habe ich nicht gesagt, dass ich ein ganz normales Mädchen bin? Also, zugegeben eigentlich ist das nicht der Fall, denn um ehrlich zu sein, bin ich anders als andere Mädchen in meinem Alter und war es auch schon immer.

(2) *Ich liebe Bücher, zum Beispiel diese Krimiromane oder Thriller, und manchmal befindet sich auch ein Fantasybuch unter den meinen. Ich hasse die Farbe Pink, denn sie erinnert mich immer an Puppen und Barbies, und als ich jünger war, habe ich Puppen gehasst und sie waren in meinem Zimmer nur Staubfänger.*

Und ich mag die glatten Haare nicht, die alle Mädchen in unserer Schule tragen, weil ich sie irgendwie langweilig finde. In der Schule und nur dort bin ich eine Außenseiterin, obwohl ich nicht die leiseste Ahnung habe, warum es soweit gekommen ist! Ganz ehrlich, ich hab wirklich nicht den geringsten Schimmer. Dort fühle ich mich auch oft alleine, weil ich keinen zum Reden habe, keine (beste) Freundin.

Das zuzugeben finde ich immer schwer, da ich die Einzige zu sein scheine, der es so geht. Ich denke auch irgendwie sehr viel über mich selbst, meine Familie und meine Mitschüler nach.. Ja, man könnte sagen, ich denke über fast alles nach. Und JA ich weiß, das das komisch ist ...

Außerhalb von der Schule habe ich einige Hobbys: Ich zeichne leidenschaftlich gerne Mangafiguren, spiele einmal wöchentlich Handball, wie schon erwähnt lese ich viel und höre super viel Musik. Mein Handy ?! Tja ... Das spielt bei mir kaum eine Rolle. Manchmal vergesse ich sogar, wo es liegt oder, dass der Akku leer ist. Und nein ich lebe nicht auf dem Mond !!! Aber seit ich mir von meinem Firmgeld einen Laptop gekauft habe, spielt mein Handy nur noch eine sehr kleine Rolle.

(3) *Mein Zuhause liegt an einem ruhigen Ort zwischen Wäldern und Wiesen. Die ländliche Gegend ist eigentlich recht schön, aber wir haben keine Nachbarn, weil wir soweit außerhalb wohnen und manchmal ist es ganz schön langweilig. Das Leben in einer großen Stadt ist für mich trotzdem unvorstellbar. Der Stress, die ganzen Geräusche, die überfüllten Straßen, all das wäre nichts für mich.*

Nach der Schule gehe ich immer zu einem kleinen verlassenem See, der von Bäumen und Sträuchern ganz umwachsen ist. Im Sommer ist es dort immer schattig, kühl und das Wasser ist schön klar und sauber, so dass ich oft viele Stunden an diesem Ort verbringe. Dort werde ich nie gestört, kann besser nachdenken, Musik hören und laut mitsingen und das alles solange, wie ich will.

An jenem See schreibe ich so eine Art Tagebuch, wobei ich kein Datum hinschreibe, ja es sind noch nicht einmal immer ganze Sätze und genau deshalb macht es so viel Spaß. Das Buch der Denkereien habe ich "Story of my Life", also "Geschichte meines Lebens" genannt, aber warum es so und nicht anders heißt ... ich weiß es nicht hundertprozentig. Ich glaube, es ist ein Satz aus einem Lied, aber so spannend ist das ja jetzt auch nicht.

Eine andere Welt

Ich kneife die Augen zusammen, alles ist verschwommen. Das Blau vermischt sich mit dem Gelb und ich frage mich, wo ich eigentlich bin. Das ich den Ort nicht kenne, ist mir sofort aufgefallen, denn dieses Rauschen ist mir fremd. Mein Kopf platzt fast vor Fragen. Dass ich mich an nichts mehr erinnern kann, außer meinem Namen, macht das Ganze natürlich auch nicht einfacher.

Plötzlich fangen meine Augen wieder an zu funktionieren und mir fällt ein Stein vom Herzen, denn ich habe mir wirklich Sorgen gemacht. Doch deshalb waren alle meine Sorgen und Gedanken noch lange nicht weg. Wo bin ich ? Wie bin ich hierhin gekommen und warum kann ich mich an (fast) nichts mehr erinnern ???

Ich versuche aufzustehen, als ich merke, dass ich halb im Sand, halb im Wasser liege. Die ersten Schritte fühlen sich seltsam an, aber die Umgebung, so merke ich, ist einem Strand am Meer ähnlich. Als ich mich jetzt genauer und im Stehen umschaue, fällt mir etwas auf. "Da liegt doch was im Sand!" sage ich zu mir selbst und als ich hinüber gehe, erkenne ich einen voll geschriebenen Zettel. Ich kann nicht lesen, was drauf steht, obwohl es mich irgendwie interessiert. Tja, da kann man wohl nichts machen.

Mein Herz beginnt zu rasen, als ich ein paar Meter hinter mir ein Knacken höre. Zum ersten Mal sehe ich den großen Wald, dessen Größe nicht zu erkennen ist. Warum habe ich ihn vorher nicht gesehen? So riesig wie der ist, kann man ihn eigentlich kaum übersehen haben. Die Gedanken drehen sich in meinem Kopf pausenlos weiter, bis ich erstarre.

Das Knacken kommt näher und verlangsamt sich. Plötzlich ist mein Kopf leer, mein Gedankenkarussell ist von einer Sekunde auf die andere gestoppt worden. Panik überfällt mich. Ein zweiter Stein fällt mir vom Herzen, es ist bloß ein Reh gewesen, welches ich wahrscheinlich erschreckt habe. Alles ist gut!

Ich rede mit dem Tier, obwohl mir klar ist, dass es mich nicht versteht: "Ich tu dir nichts, entschuldige wenn ich dich erschreckt habe. Ach, ...wenn du mir nur sagen könntest, wie ich hier gelandet bin". Ich finde es zu lächerlich weiterzureden und höre auf. Als ob mir ein Reh sagen kann, was ich hier mache. "Du denkst wohl ich verstehe dich nicht, nur weil du ein Wolf bist und ich ein Reh, oder ?!" Ich drehe mich um, doch kann nicht sagen woher die Stimme kommt. Ein Wolf ? Wo denn ? Ich sehe nur das Reh, welches mich immer noch anschaut. "Hat es dir die Sprache verschlagen, oder warum antwortest du nicht ?! Ja, ich meine dich. Oder siehst du sonst noch jemanden, brauchst dich nicht nach allen Seiten so suchend umzusehen."

Wie jetzt ? Das kann nicht sein! Das kann nicht sein, rede ich mir ein. Aber wie soll es sonst sein, aber ... "Entschuldige redest du mit mir ?" sage ich in der Hoffnung mir das alles nur eingebildet zu haben. – "Natürlich rede ich mit dir. Du bist noch nicht so lange hier, oder ? Ich habe dich noch nie gesehen", sagt das Reh, "Übrigens wie heißt du eigentlich, oder erinnerst du dich nicht mehr daran? Bei mir hat es länger gedauert, bis ich mich wieder an meinen Namen erinnere. Also nur nebenbei ich heiße Floriane".

"Doch ich erinnere mich noch an meinen Namen, aber sonst an nichts. Ich heiße Tina. Kannst du mir erklären, wen du meinst mit Wolf ?" Jetzt schein nicht nur ich total irritiert zu sein, denn Floriane ist auch durcheinander, denn ich habe bis gerade noch nicht gemerkt, dass ich ein Wolf bin. Wie kann ich das übersehen haben ?

Es ist schon dunkel geworden und ich bin müde, als Floriane mir anbietet, bei ihr zu schlafen. Auf dem Weg zu ihrem Schlafplatz, der im Wald liegt, redet Floriane wie ein Wasserfall und man könnte meinen, dass wir uns schon ewig kennen. Sie erzählt mir, wie sie selbst vor etwa einem Jahr am gleichen Ort strandete wie ich und merkte, dass sie ein Reh ist. Sie sagt, dass sie sich wünscht zurück nach Hause zu können wie die anderen Tiere, die sie hier so getroffen hat. Und das sie damals auch einen Wolf getroffen hat, der sie hat bei sich schlafen lassen, als sie in der gleichen Situation war wie ich. Irgendwann haben sie sich getrennt, weil er meinte, sie bekäme bald ihre eigene Aufgabe und er würde sie dann nur stören.

"Ja, Lysander war echt nett. Er hat mir sehr viel geholfen. Schade eigentlich, dass ich nicht weiß, wo er ist. Du würdest ihn sicher mögen, schon weil ihr beide Wölfe seid. Das muss doch was bedeuten, sowas gab es hier vorher noch nie, glaub mir. Er konnte sogar die Sprache auf meinen Zetteln lesen, obwohl ich sie nicht kannte."

"Warte mal eben, was waren das für Zettel ? Solche wie der hier ?" Ich zeige ihr den Zettel, den ich am Strand gefunden habe. "Ja, genau solche. Wo hast du den denn gefunden ?" "Er lag am Strand. Wieso, ist das einer von deinen Zetteln ?" Floriane schüttelt mit dem Kopf. "Nein, das ist nicht meiner. Aber es wird dein erster Zettel sein."

Das heißt, du musst nur noch zwei finden und dann heißt es für dich: Zurück nach Hause" Ich strahle, das ist die beste Nachricht des Tages und die letzte Nachricht für heute. Denn wir haben es uns mittlerweile bei Florianes Schlafplatz gemütlich gemacht und die Augenlider werden schwer. Für den nächsten Tag haben wir beschlossen, uns auf die Suche nach unseren Zetteln zu machen. Denn mir fehlen ja noch Zwei und Floriane auch noch Einer um nach Hause zu können.

"Aufstehen wir haben heute noch was vor!", so holt mich Floriane aus dem Tiefschlaf, aber ich weiß, das sie recht hat. Also suchen wir gefühlt den ganzen Wald ohne Erfolg ab. – "Lass uns zurückgehen, es wird spät" Wir haben tatsächlich den ganzen Tag damit verbracht, den Wald abzusuchen. "Stimmt, aber ich habe gehofft wir finden etwas", sage ich etwas bedrückt, denn ich habe mir die Suche nach solchen dämlichen Zetteln wirklich leichter vorgestellt.

Am nächsten Morgen merke ich, dass Floriane noch schläft und gehe zu dem See, der nur wenige Meter entfernt liegt. Mein Fell ist total verdreckt von gestern, weil wir ja kreuz und quer durch den Wald gelaufen sind. Ich finde sogar eine Stelle am See, wo es nicht so tief ist. Als ich mich sauberer fühle, schüttele ich mich kurz um das Wasser aus dem dicken Fell herauszubekommen. In der Mitte des Sees ragen Baumstämme aus dem Wasser heraus und als mir etwas daran auffällt, renne ich zurück zu Floriane. "Floriane, Floriane", sage ich, " In der Mitte des Sees an den Baumstämmen ist ein Zettel"

"Waaas ?! Wo sind Zettel ?"kommt die sehr verschlafende Antwort. "Am See. In der Mitte an den Baumstämmen.Komm schnell !"sage ich (und bin mit einem Schlag richtig wach). So scheint es nicht nur mir zu gehen, denn auch Floriane steht schnell auf und rennt mit mir Richtung See. Als wir dort sind, schaut sie mich komisch an. "Warum hast du dir den Zettel nicht schon geholt? Wenn der ins Wasser fällt, können wir ihn erst recht nicht mehr lesen" "Entschuldigung, ich wusste einfach nicht wie ich dahin komme soll...."

"Hey, du kannst doch schwimmen, oder ?! Schwimm doch einfach eben hin und hol ihn dir. Ich kann nicht, ich hasse Wasser, obwohl das für Rehe eher untypisch ist ... Weißt du eigentlich, wie du schwimmst, ich meine als Tier. Lysander hat es mir mal gezeigt."

Während Floriane mir erklärt, wie man als Tier schwimmen muss, um nicht unterzugehen, zweifele ich daran, das Wölfe, genau wie Rehe, gute Schwimmer sein sollen, denn meine ersten Versuche sehen nicht nach `guter Schwimmer` aus. Aber Übung macht ja bekanntlich den Meister. Doch nach einer guten Stunde `Schwimmunterricht` mit Floriane sieht es bei mir ganz gut aus und es geht für mich Richtung Seemitte. Der Hinweg klappt gut, merke ich selber, als ich die Baumstämme erreiche. Ich habe es wirklich geschafft ! Obwohl ich total stolz bin, weiß ich, das der Rückweg auch noch ansteht.

Oh Mist, ich bin schon wieder im Wasser, als mir einfällt, warum ich überhaupt hierhin geschwommen bin. Der Zettel ! Den habe ich fast vergessen. So, jetzt gehts aber zurück zu Floriane. Ich bin total erledigt, als ich das ersehnte Ufer wieder erreiche, erledigt aber glücklich. Floriane ist total stolz auf mich. "Tina, du hast es geschafft. Du hast es wirklich geschafft"

"Aber ich kann schon wieder nichts lesen", sage ich leicht enttäuscht, obwohl ich damit gerechnet habe. "Floriane, woran erkennst du eigentlich, ob das jetzt dein oder mein Zettel ist ?" Sie grinst. "Ganz einfach. Meine Zettel haben eine andere Schrift als deine Zettel. Die Schrift ist ganz unterschiedlich." Sie zeigt mir einen ihrer Zettel. "Die Handschrift von meinen Zetteln ist abgehackter und man kann die Lücken zwischen den einzelnen Buchstaben erkennen. Bei dir ist das anders. Die Schrift ist flüssiger und die Buchstaben sind alle verbunden."

"Stimmt. Jetzt wo du es sagst..." Ich werde von einem Gähnen unterbrochen und weil es schon später ist, als die letzten Tage, gehen wir schlafen. Am nächsten Morgen sind wir beide früh wach, auch wenn wir nicht genau wissen, was wir jetzt machen sollen. Wir haben zwar jetzt beide zwei von drei Zetteln gefunden und sollten eigentlich hoch motiviert sein, aber gleichzeitig weiß ich auch, dass Floriane nun seit mindestens einem dreiviertel Jahr nach ihrem Zettel sucht, ohne Erfolg. Nach etwa einer Stunde herumsitzen, kommt mir die Idee, wie wir weiter machen könnten.

"Floriane, wie fändest du es, wenn wir versuchen würden, Lysander zu finden?!" – "Ich hab keine Ahnung, wo er ist. Der Wald ist doch riesig, wie sollen wir ihn da finden ? Das schaffen wir nie !" – "Gib die Hoffnung doch nicht schon auf, bevor wir angefangen haben."

An dem Nicken erkenne ich, dass ich richtig liege. "Zusammen schaffen wir das bestimmt. Wir werden ihn sicher finden, wir müssen uns nur anstrengen und zusammenhalten" Und so machen wir uns auf den Weg. Für uns steht fest, wir werden Lysander finden. Unterwegs reden wir kaum, denn schon das leiseste Geräusch von Lysander würde uns helfen. Die Tage fliegen vorbei und wir sind mittlerweile beinahe eine Woche unterwegs, doch bis jetzt haben wir noch keinen Erfolg gehabt. Richtig schlafen kann ich nicht mehr, seit wir unterwegs sind. Auch Floriane kann man ansehen, dass sie nicht wirklich viel schläft.

Wir waren auf dem Rückweg zu den Schlafplätzen, als ich plötzlich anhalte und Floriane, die hinter mir gelaufen ist, rennt in mich rein. "Hey Tina, was ist los? Warum bleibst du einfach stehen? Ich will schlafen gehen und wir müssen noch ein ganzes Stück, bis wir da sind", nörgelt Floriane. – "Riechst du das nicht? Der Geruch, ... den kenn ich!" "Also ich rieche gar nichts. Entschuldige, ich bin einfach nur total müde.Tina..... Renn doch nicht plötzlich so schnell! Was riechst du denn eigentlich so Interessantes?" Floriane schaut mich an. Soll ich es ihr sagen, obwohl ich mir selbst nicht ganz sicher bin? Ich total hin und hergerissen, denn wenn ich richtig liege, wird es für Floriane ein sehr schöner Abend werden.

"Vertrau mir, ich bin mir zwar selbst noch nicht ganz sicher, aber" Ich breche ab, ich will Floriane nicht enttäuschen. So laufen, oder besser rennen wir eine Weile über den Waldboden, welcher unsere Schritte abfedert. "Floriane, warte mal. Hier irgendwo muss er sein ... Er kennt dich doch, könntest du versuchen, ihn auf dich aufmerksam zu machen?" Floriane versteht erst nicht. Es dauert also einen Moment bis sie mir zu flüstert: "Lysander?" Ich nicke kurz um ihr klar zu machen, dass sie richtig liegt.

"Lysander! Lysander! Ich bin´s Floriane, bist du hier?" Es kommt keine Antwort und die Stille bricht mir irgendwie das Herz. Habe ich mich getäuscht? Ich habe sie enttäuscht, denke ich noch, als ich plötzlich eine fremde, aber freundliche Stimme höre. "Floriane, bist du das wirklich?" – Das Floriane und ich nicht in Ohnmacht fallen, ist auch alles, denn es nähert sich tatsächlich ein anderer Wolf. Das muss Lysander sein!

Lysander grinst mich die ganze Zeit an, ganz so als würde er mich gerade nicht zum ersten Mal treffen. Nachdem Floriane Lysander von mir erzählt hat, unterbricht er sie: "Ich lag also richtig. Das ist `deine Aufgabe`, von der ich dir früher mal erzählt habe. Ihr habt es geschafft!"

"Lysander, uns fehlt beiden noch ein Zettel und du sagst `Wir haben es geschafft`?" Ungläubig starren wir Lysander an. "Ich erkläre es euch morgen. Es ist wirklich schon sehr spät. Ihr kommt mit zu meinen Schlafplätzen. Ruhen wir uns dort aus. Die nächsten Tage werden anstrengend genug, da ist Ausschlafen wirklich wichtig."

Floriane und ich gucken uns irritiert an. Was er wohl meint mit `Ihr habt es geschafft`? Und gibt es so viel zu erzählen, dass er das heute nicht mehr schafft? Oder er ist vielleicht auch nur müde, so wie wir? Naja, ich bin glücklich, als wir nach wenigen Metern eine Lichtung erreichen, wo Lysander anscheinend immer schläft. Diese Stelle haben wir bei unserer Suche nach den Zetteln wohl übersehen. Sie liegt auf der anderen Seite des Waldes und ist gut geschützt durch viele hohe Sträucher und einige Bäume. Mit diesen Gedanken im Kopf fallen mir meine Augen zu. Es ist heute so viel passiert und es ist ein langer Tag gewesen.

Am nächsten Tag werde ich schon früh wach und fühle mich ausgeruht, obwohl ich höchstwahrscheinlich nur wenige Stunden geschlafen habe. Floriane wird von mir geweckt und Lysander ist schon eine ganze Weile wach, als er zu uns herüber kommt. "Gibst du mir bitte kurz deine Zettel?" Ich gebe ihm sie natürlich, schließlich will ich wissen, was drauf steht. Er muss grinsen, während er versucht die Schrift zu lesen. Ob irgendwas Lustiges da stand? "Interessant. Hör mal: *Story of my Life* Wie fängt man denn bloß dieses Buch an? ... "

Er liest mir langsam das Geschriebene vor. "Aber wartet habe ich nicht gesagt, dass ich ein ganz normales Mädchen bin? Also, zugegeben eigentlich ist das nicht der Fall, denn um ehrlich zu sein, bin ich anders als andere Mädchen in meinem Alter und war es auch schon immer." Süß, dass du so schreibst. Ich unterbreche ihn: "Ich soll das geschrieben haben?"

Er muss sich echt beherrschen nicht laut los zu lachen, dass sehe ich ihm an. "Also bei mir und Flo ist das so, ... aber jetzt zurück zum zweiten Brief." Als er fertig ist, kann ich es nicht fassen. Wie ehrlich ich doch geschwieben habe! Als ich ihn frage, warum er diese Schrift lesen kann, sagt er nur: "Wenn man diese drei Zettel gefunden hat, kann man es lesen, und zurück nach Hause. Apropos drei Zettel, ich muss euch noch jeweils den dritten Zettel geben"

Wir können es nicht glauben. Er hat uns gerade den dritten Zettel gegeben, dass ist wie den Jackpot zu gewinnen. Nun können wir wieder nach Hause. "Flo deine Aufgabe war es übrigens, dich um Tina zu kümmern. Du hast es geschafft. Und deine, Tina, war es mich zu finden, und auch du hast es geschafft. Mir wurde gesagt, ich soll auf euch warten und ich darf nicht gehen, bevor ihr geht. Doch suchen durfte ich euch nicht, dass war eine schwere Zeit, ich glaube, für uns alle.

Jetzt heißt es für uns, das wir alle drei nach Hause können!" Er bringt uns dazu, ihm zu folgen, bis er plötzlich stehen bleibt. Floriane und ich können es immer noch nicht fassen: Zurück nach Hause!

"Hier ist es!" Er entfernt Blätter, Erde und einige Äste, bis eine Plattform sichtbar wird. "Ich hab gehört, man muss ein Dreieck legen. Ich möchte, dass jeder einen eigenen Zettel hat und zwei von den Anderen. Also mache ich es Lysander nach, behalte meinen ersten Zettel und gebe den zweiten und dritten Zettel ab. Lysander und ich sind schon fertig, als Floriane den letzten Zettel an seine Stelle auf die Plattform legt. Gleich würden wir uns für immer trennen! Ich werde traurig, doch auf einmal fangen die Zettel an zu leuchten und irgendwoher kommt grüner Sand, der uns einschlafen lässt.

EPILOG

Ich reibe mir meine Augen. Ich bin wohl eingeschlafen. Mein Buch und der Stift sind heruntergefallen und ich setze mich auf den Baumstamm, wo ich immer sitze. Es ist Mittag und die Sonne steht so, dass ich sie durch die Oberfläche des Sees sehen kann.

Ich erinnere mich an einen echt schrägen Traum. Da war ich ein Wolf und habe ein Reh und einen anderen Wolf kennengelernt. – Ich bin noch nie hier einfach eingeschlafen. Doch als ich zuhause frage, wie lange ich weg war, erzählen sie mir, dass ich nicht mal eine ganze Stunde weg gewesen bin. Habe ich nicht gedacht, eine volle Woche wäre verstrichen? Naja, ist auch egal.

Weil mir alle Knochen weh tun, weil ich so unbequem geschlafen habe und morgen wieder Schule ist, gehe ich heute direkt nach dem Abendessen ins Bett. Doch am nächsten Morgen weiß ich nicht, was ich dieses Mal geträumt habe. Ich bin spät dran, merke ich, als ich auf den Wecker schaue. Ich habe weniger als eine dreiviertel Stunde, um mich fertig zu machen.

Etwas gestresst öffne ich die Klassenzimmertür und erst als Frau Misora, unsere Klassenlehrerin reinkommt und erzählt, dass wir zwei neue Schüler bekommen, werde ich richtig wach. Und als sie sagst, wie sie heißen, verstehe ich die Welt nicht mehr. – Lysander und Floriane! Das kann nicht sein, es war nur ein Traum! Das kann nur ein Scherz sein, aber Lysander und Floriane scheinen echt nett zu sein, weil sie sich zu mir setzen, was sonst keiner freiwillig macht. Ich frage mich echt, in welchem Film ich jetzt gelandet bin.

Ich schaffe es nicht, dem Unterricht zu folgen, denn meine Gedanken fahren wieder Karussell und meine Gefühle fahren auch, nur nicht Karussell sondern Achterbahn, denn ... oh Gott, so muss sich verliebt sein anfühlen! – Als ich nach Hause komme, finde ich in meinem Zimmer, auf dem Schreibtisch, einen Brief, wo nur ein Satz drin steht:

Eine Reise in die Träume endet meist in der Realität!

Ich weiß nicht, wie dieser Brief hier hergekommen ist, aber es rieselt etwas grüner Sand aus dem Umschlag, und so weiß ich auch, dass ich nicht nur gut geträumt habe ... – In dieser Woche gewinne ich nicht nur eine beste Freundin namens Floriane, sondern auch einen Freund. Und sein Name ist Lysander.

*Für meine Eltern, weil sie immer an mich glauben und für mich da sind, wenn ich sie brauche.
Christina Geling*

Sabrina Konert



Dunkel

The word "Dunkel" is written in a white, bold, serif font. Above the letters, there are several red, irregular splatters or ink blots, giving the text a graphic, possibly horror-themed appearance.

Dunkel

Ich bin fremd hier, ganz woanders, nicht zu Hause. Ich habe Angst mich zu vergessen. Mein Herz pocht und meine Augen brennen. Ich sehe nichts und das was ich fühle ist nichts außer Angst und Schmerz. Wo bin ich? Es riecht komisch und ich höre nichts. Mir ist warm und kalt. Ich weiß nicht was los ist.

Ich weiß nur, dass ich nicht da bin wo es mit gut geht. Ich höre Schritte. Sie kommen näher. Ich merke eine Hand an meinem Bein, aber da ist sie auch schon weg. Ich frage was los ist und bekomme keine Antwort. Ich fange an zu schreien und merke ein Stechen und Ziehen in meinem Arm. Ich merke das Blut wie es herunter läuft und fange an zu weinen. Was passiert hier?

Wieso macht der das? Ich habe sehr starke Schmerzen und große Angst. Ich werde klar im Kopf. Ich weiß was los ist. Ich wurde entführt. Ich rufe ihn. Ich schreie und sage: „Du Dreckskerl, komm her.“ Ich höre einen Schuss. Dann merke ich eine Hand. Ich werde herausgetragen. Ich weine und schreie. Der Mann beruhigt mich. Ich sehe meine Mama und renne ihr weinend und erleichtert in die Arme.

Sabrina Konert

MAE C. MÜLLER

Die Fremde in mir



Die Fremde in mir

Ich wachte auf. Schwärze. Abgrundtiefe Schwärze. Mir schien jegliches Zeitgefühl abhanden gekommen zu sein. War es Nacht? Tag? Alles drehte sich. Die Schwärze gewann überhand.

Langsam kam ich zu mir, versuchte verzweifelt meine Lider zu öffnen...sie waren schwer wie Blei. Ich lauschte angestrengt in die Stille hinein, doch da war nichts. Absolut nichts. Wenn man versucht, nichts zu beschreiben, dann ist es fast, als würde man von Ohnmacht sprechen: Sie ist bodenlos. Ungreifbar. Losgelöst. Seltsam...bekannt. Genau so erging es mir in diesem Moment, als ich reglos da lag, und einfach nichts sah, hörte, schmeckte, fühlte. Ich horchte ein weiteres Mal angestrengt auf, nur um sicher zu gehen. Gerade als ich erleichtert aufatmen wollte, vernahm ich ein seltsam rhythmisches, abgehacktes Geräusch in der Ferne. Stetig schleichend kroch es näher. Mein Herz flatterte nervös, von der Ungewissheit gejagt. Wo zur Hölle war ich gelandet? Was war das für ein seltsames Geräusch? Sieh aus dem Fenster. Ich erstarrte. Meine Nackenhaare richteten sich augenblicklich auf. Sekunden vergingen. Minuten. Minuten wurden zu...Stunden? Das Warten wurde unerträglich. Meine Augen sprangen auf, grelles Licht durchflutete den kleinen, weißen Raum. Mein Blick schweifte umher, alles war ganz seltsam abgestumpft und verzerrt. Links von mir erkannte ich die schemenhaften Umrisse eines Schrankes aus Holz, wahrscheinlich antik, der mit unzähligen Fotos bestückt war. Eine Familie? Ich versuchte die Menschen auf den Fotos zu erkennen, doch egal, wie sehr ich mich anstrengte, sie blieben verummte, namenlose Gestalten. Schließlich gab ich es auf und wanderte mit meinem Blick weiter im Zimmer neugierig umher. Ich blinzelte mehrmals und bald gewann alles an Schärfe. Weiter rechts befand sich ein kleiner Schreibtisch, sogar ein Telefon hatte darauf seinen Platz. Alles wirkte seltsam gewöhnlich. Wer hier wohl wohnte? Lass dich nicht ablenken. Die Stimme. Schon wieder. Mein Kopf wandte sich mechanisch weiter nach rechts, Stück für Stück, als würde mich jemand mit unsichtbaren Fäden leiten. Das Fenster. Ich musste einen Blick riskieren, alles in mir verzerrte sich danach. Wie eine Motte magisch angezogen vom Licht strauchelte ich langsam darauf zu, jede Bewegung in Zeitlupe.

Nach einer gefühlten Ewigkeit erreichte ich endlich den Fenstersims. Ich krallte mich förmlich an ihm fest und rang japsend nach Luft. Und da war es wieder, das seltsam abgehackte Geräusch, nun lauter denn je. Ich sah nach unten und starrte direkt in die stechend blauen Augen eines jungen Offiziers. Sein abschätziger, kalter Blick ließ mich einen Moment lang taumeln, dann fand ich wieder Halt. Desinteressiert kehrte er mir den Rücken zu, spuckte auf den Boden und schrie seiner auf- und abmarschierenden Truppe lauthals Befehle zu. Schließlich kamen die Soldaten zum Stillstand, das stockende Geräusch verstummte mit ihnen.

Was hatte das alles zu bedeuten? Mit jeder weiteren Frage, die auf mich eintrummelte, wurde ich misstrauischer. Plötzlich schwang die Tür auf und meine Grübelein wurde abrupt unterbrochen. „Guten Morgen Elizabeth! Was machst du denn da schon wieder? Du sollst doch nicht stundenlang am Fenster stehen!“ Eine Frau Mitte 30 lächelte mich herzlich an, doch ich nahm davon nur schleierhaft Notiz. Elizabeth. Ich probierte den Namen vorsichtig aus, ließ ihn über meine Zunge gleiten und murmelte ihn immer wieder vor mich her, wie im Schlaf. „Elizabeth.“ Er fühlte sich irgendwie...richtig an. Ja, ich heiße Elizabeth, daran war kein Zweifel. Ein weiteres Mal riss mich die zarte Frau mit den Grübchen aus meinen Überlegungen. „Komm schon, Elizabeth. Ich helfe dir, dich anzuziehen und zu waschen.“ Sie hielt mich sachte am Handgelenk fest, um mir beim Gehen zu helfen, doch ich schrak zurück. Erst jetzt bemerkte ich, welche Qualen jede einzelne Bewegung hervorrief, sie nagten an mir, mein Gesicht verzog sich zu einer Grimasse aus Schmerz. Wer hatte mir das angetan? „Nein, nein..“ Ich krallte mich weiterhin stur am Sims fest, meine Lippen bebten. Ihr Griff wurde fester, sie tat mir weh. Unter dem Druck ihrer Hand merkte ich, wie ein kleiner, blauer Fleck entstand. „Elizabeth..“, ihre glockenhelle Stimme bekam einen tadelnden Unterton, Ungeduld schwang in ihr.

„Aua. Das tut.. weh!“, wimmerte ich. Ihr Griff lockerte sich ein wenig. „Shhh. Alles ist gut, Elizabeth. Aber du wirst zu spät kommen, wenn wir uns nicht beeilen. Seinen Besuch lässt man doch nicht warten, das verstehst du doch sicher, oder?“ Besuch? Ich war sichtlich verwirrt. Die Frau schob mich langsam vorwärts. Ewigkeiten vergingen, bis mich die Frau von meinem Nachthemd befreit, gewaschen und wieder angezogen hatte.

Ich fühlte mich entblößt und gleichzeitig nebensächlich unter ihrer routinierten Hand und wollte protestieren, doch das Sprechen fiel mir ebenso schwer wie jede einzelne, mühsame Bewegung. So kam es, dass ich alles mehr oder weniger über mich ergehen ließ, ohne viele Fragen zu stellen. Kurz darauf nahm sie mich eilig bei der Hand und führte mich in einen größeren, freundlichen Wohnraum. „Das ist der Gemeinschaftsraum, Elizabeth. Hier finden sich alle zusammen, wenn sie gerade Freizeit haben“, erklärte sie mir. „Freizeit? Was tun wir denn, wenn wir keine Freizeit haben?“, fragte ich stockend. Sie schwiag verlegen und setzte mich neben eine gebrechliche, ergraute Frau. Ihre Haut war so dünn wie ein Blatt Papier und ihre kleinen, mageren Finger klammerten sich haltsuchend an ihren Stuhl. Waren sie jetzt schon so weit, dass sie alten Menschen etwas antaten? „Dein Besuch kommt sofort Elizabeth, warte einen kurzen Moment hier neben Rita, ja?“ Mir wurde in diesem Moment bewusst, dass ich bei diesen unerträglichen Schmerzen keine andere Wahl haben würde als genau das zu tun, was man von mir verlangte. „Ja.. Ja.“, stotterte ich nach einer Weile, auch wenn sie schon längst verschwunden war. Die Greisin drehte sich plötzlich zu mir um und tastete blind umher, bis sie meine Hand fand. Ich zog sie verschreckt zurück. „Na, Kindchen? Leistest du mir und Gustav ein bisschen Gesellschaft? Das ist aber nett von dir.“, krächzte sie. Der Platz neben ihr war leer. Als ich unbehaglich in meinem Stuhl herumrutschte und nichts erwiderte, wandte sie sich erneut Gustav zu.

Plötzlich öffnete sich die Tür am Ende des Ganges und die Frau mit dem netten Lächeln trat mit einer Familie in den Wohnsaal ein. Sie redete leise, aber eindringlich auf das Paar ein und ich versuchte, etwas zu verstehen, doch ich vernahm lediglich Wortfetzen ihrer Unterhaltung. „Zu ihrem eigenen Besten..besser nicht darauf ansprechen...labiler Zustand“, mehr konnte ich mir nicht zusammenreimen. Über wen sprachen sie da? Niemand schien mir auf irgendeine meiner Fragen auch nur eine Antwort geben zu können. Doch je höher sich die Ungewissheit in mir auftürmte, desto mehr wurde ich von ihrer Last erdrückt. „Hallo, Elizabeth. Erinnerst du dich noch an uns? Das ist mein Mann Adam, meine Tochter Madison und ich bin Rose. Es ist aber auch schon eine ganze Weile her, als wir das letzte Mal hier waren.“ Verwirrt musterte ich die Fremden vor mir. Ich war wohl so sehr in Gedanken versunken gewesen, dass ich sie nicht hatte kommen sehen.

Die Frau rang nervös die Hände. Sie war schön, ohne Zweifel, mit ihrem goldenen, welligen Haar, das sanft über ihre Schulter fiel. Ihre mandelförmigen, dunkelbraunen Augen strahlten eine solch ungewohnte Wärme aus, dass es mir schwer fiel, ihrem Blick standzuhalten. Dennoch lag in ihnen etwas tief trauriges, ja vielleicht sogar der Hauch von einem schlechten Gewissen, das ich ebenso wenig verstand wie ihre Herzlichkeit. Als mein Blick jedoch auf Adam fiel, stieg in mir ein solch deutliches Gefühl von Abscheu auf, dass ich verduzt den Atem anhielt. Seine schmalen Lippen waren zusammengepresst, sein nichtssagender Blick irrte gelangweilt in der Gegend umher, ohne das zu finden, wonach er suchte. Immer wieder tippte er mit seinen schwarzen, polierten Schuhen taktlos auf den Boden. Als er bemerkte, dass ich ihn beobachtete, wanderten seine Hände nervös zu seiner Krawatte, die ihn offensichtlich würgte. Und dann war da noch Madison. Mit ihrer Zahnücke strahlte sie mich so liebenswürdig an, dass mir das Herz aufging. Sie hatte dieselbe aufgeschlossene, sanftmütige Art wie ihre Mutter. Zum ersten Mal lächelte ich aufrichtig zurück, worauf sich das Mädchen grinsend hinter ihrer Mutter versteckte. Ich war mir sicher, dass ich niemanden von ihnen zuvor getroffen hatte. Dennoch hatten sie trotz ihrer Unterschiedlichkeit alle etwas an sich, das mich stutzig machte.

Die Art, wie sie vor mir standen, die Arme fest umschlungen, diese... Mir lag es förmlich auf der Zunge, die Erinnerung stieg vor mir auf wie seichte Nebelchwaden an einem klirrend kalten Oktobermorgen. Doch genauso schnell, wie der Gedanke mir gekommen war, entglitt er mir auch wieder. Alles, was mir in den Sinn kam, war seltsam konturlos..und verwischt. Egal, wie sehr ich es drehte und wendete, nichts passte zusammen. Plötzlich wurde mir klar, dass ich nichts auf Roses Frage geantwortet hatte. „Entschuldigen Sie bitte, aber Sie müssen mich mit jemandem verwechselt haben.“, murmelte ich immer noch abwesend, nun aber bewusst höflich. Adam unterdrückte erfolglos ein genervtes Stöhnen und schaute verstohlen auf seine Uhr. „Das bringt doch nichts, Rose“, raunte er seiner Frau etwas zu laut ins Ohr. Sie erwiderte nichts darauf und lehnte sich stattdessen zu mir rüber: „Was hältst du davon, wenn wir eine Runde im Garten drehen und uns dort unterhalten, Elizabeth? Das Wetter ist doch viel zu schön, um hier drinnen zu sitzen und Däumchen zu drehen.“ Ihre Stimme hatte beim letzten Satz etwas Anklagendes, das unmöglich mir gelten konnte.

Rose bestand darauf, mich in einem Rollstuhl nach draußen zu befördern, da es aufgrund meines "gesundheitlichen Zustandes" wie sie immer sagten, nicht für mich in Frage kam, lange Strecken zu laufen. Sie drückte einen kleinen, roten Knopf und kurz darauf öffneten sich massive Stahltüren vor mir. Der Raum dahinter war winzig und ich hatte plötzlich das bedrückende Gefühl, keine Luft mehr zu bekommen. „Das ist nur ein Fahrstuhl, Elizabeth. Er bringt uns sicher nach unten, nichts weiter.“ Sie streichelte beruhigend meine Hand. Mit einem Ruck setzte sich der Raum in Bewegung und ich hatte das Gefühl, tief zu fallen. Ich klammerte mich verängstigt an meine Lehne und erinnerte mich dabei widerwillig an die verwirrte, alte Frau. Wie hieß sie noch gleich?

Mir wurde schwindelig. Sieh in den Spiegel. Meine Augen weiteten sich vor Entsetzen, ich war wie gelähmt. Ich schüttelte langsam den Kopf, wollte nichts mehr hören. Meine Hände ballten sich zu Fäusten. Ich kämpfte gegen das Bedürfnis an, der Stimme Folge zu leisten, doch die Neugier gewann schließlich überhand. Vorsichtig hob ich den Blick. Erst sah ich nichts Ungewöhnliches, nur Adam, Rose und Madison. Doch je länger ich sie im Spiegel anstarrte, desto mehr sah ich das Fremde in ihnen. Fremde Menschen, denen ich bereitwillig folgte. Unbekannte, von denen ich weder wusste, was sie von mir wollten, noch wohin sie mich führten. Für den Bruchteil einer Sekunde brach ihr Lächeln wie ein Kartenhaus in sich zusammen, übrig blieb allein etwas Hämisches, eine böartige Grimasse.

Doch als ich blinzelte, schien wieder alles gewöhnlich und ich fragte mich zum ersten Mal, ob ich mir selbst trauen konnte. Und dann erblickte ich sie. Eine uralte Frau. Sie durchbohrte mich förmlich mit ihrem lichtlosen Blick, sie war vom Leben gezeichnet. Ihr Gesicht war eingefallen, ihr wirres Haar glänzte silbern. Unzählige Lebenslinien zogen ihre Bahnen und endeten immerzu dort, wo eine Andere anfing. Sie alle erzählten ihre eigene Geschichte. Einige waren herzerwärmend, andere wiederrum waren voller Kummer. Geschichten, die ich einst kannte. Und da wurde es mir schlagartig klar: Das große Nichts, die beängstigende Fremde, ist eben doch nur ein Anagramm von dem Vertrauten. Bevor ich darüber nachdenken konnte, öffneten sich die Stahltüren vor mir und ein heimliches Gefühl der Erleichterung überfiel mich. Madison schnappte sich ungeduldig die Griffe meines Rollstuhls.

Nur wenige Augenblicke später fanden wir uns auf einer Parkbank in einem wunderschönen Garten wieder. Die Rosen dufteten ganz herrlich und der Wind strich um meine Beine. Ich atmete tief ein, die Luft tat gut nach dieser bedrückenden Enge. „Schön hast du`s hier!“, sagte Rose nach einer Weile. „Ja..Auch wenn die Sonne ein bisschen blendet“, erwiderte ich. Adam faselte irgendetwas von seinem Job in der Kanzlei, doch ich war schon weit weg mit meinen Gedanken und hörte nur halbherzig zu. Ich schloss die Augen und konzentrierte mich ganz auf das Rauschen der alten Bäume, das Plätschern eines nahe gelegenen Baches und das Zwitschern der balzenden Vögel. Gerade als ich mich entspannt zurücklehnen wollte, veränderte sich das Geräusch und wurde von etwas Rhythmischem unterbrochen. Widerwillig öffnete ich die Augen. Nicht weit entfernt von unserer Bank marschierte die Truppe von heute Morgen auf dem Gelände auf und ab. Ja hatten sie denn nie eine Pause? Mit gewissem Abstand schritten sie stolz an uns vorbei, an der Spitze der Offizier von heute Morgen. Diesmal machte ich nicht den Fehler, ihm in die Augen zu sehen, stattdessen musterte ich jeden Einzelnen der übrigen Soldaten eingehend. Ich hatte das ungewisse Gefühl, ich suchte nach etwas Bestimmtem, konnte mir aber nicht ausmalen, was dieses Etwas wohl sein mochte. In ihrer Uniform sahen sie alle gleich aus, es war fast unmöglich, überhaupt jemanden auszumachen. Ihre puppenartigen Körper waren kerzengerade nach vorne gerichtet, ihre Blicke leer. Plötzlich erschallte das Schlagen einer Trommel und unzählige Männerstimmen hallten über den Platz. „Im ganzen Land marschieren nun Soldaten, Helm und Gewehre bereit, heiß ist der Sommer und lang sind die Straßen und wir marschieren noch weit!“, sang ein jeder von ihnen voller Inbrunst. Freudestrahlend erkannte ich den Text des Liedes und summtes sogleich vergnügt Zeile für Zeile mit. „Ja aber Elizabeth, was singst du denn da?“ Adam sprang zornentbrannt auf und schüttelte mich heftig. „Hör sofort auf damit!“ Ich erschrak so sehr, dass ich mich augenblicklich in Tränen auflöste. „Adam, das kannst du doch nicht machen!“, rief Rose entsetzt. Und dann geschah es. Ein lauter Knall, dann war die Welt blutrot. Über Adams Schulter sah ich die Ausmaße der Explosion. Ich wollte nicht hinschauen, und konnte doch nicht loslassen. In der Luft hing der Geruch von versengtem Fleisch, der Rauch brannte in meinen Augen. Durch den Tränenschleier sah ich die leblosen Körper, zerfetzte Beine, Arme, ihre Gliedmaßen waren auf unnatürliche Weise verdreht. Was oder wen auch immer ich gesucht hatte, hier würde ich es jetzt nicht mehr finden. Ich hatte plötzlich

das Gefühl unter Wasser gedrückt zu werden, ich rang nach Luft. Von weit her hörte ich Mütter um ihre verlorenen Söhne weinen, selbst die Vögel verstummten in tiefer Trauer. Ich kämpfte mich an die Oberfläche, musste wach bleiben, um jeden Preis. „So tut doch etwas! Irgendetwas!“, schrie ich voller Verzweiflung. Ich zeigte hysterisch auf die verstümmelten Leichen, das Blutbad direkt vor uns. Niemand rührte sich, niemand half. Ich wollte aufstehen, irgendetwas tun, doch Adam hielt mich eisern fest. Er beugte sich zu mir runter und zwang mich, ihn anzusehen. Er erwiderte meinen wilden Blick mit offenkundiger Verachtung. Sein Kiefer spannte sich an, seine gefühlskalte Miene ließ keinen Zweifel an seiner Unerbittlichkeit. „Du hörst mir jetzt mal ganz genau zu, Elizabeth.“, stieß er zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor. „Da ist nichts. REIN GARNICHTS. Hast du mich verstanden?“ Madison klammerte sich verängstigt an ihre Mutter und fing an zu weinen. Rose nahm ihre kleine Tochter auf den Arm und strich ihr beruhigend über das Haar. Ihre Augen waren dabei auf mich gerichtet, aus ihnen sprach eine Mischung aus Verständnis und herzerreißendem Mitleid. Ich schüttelte heftig den Kopf und schlug mit den Armen wild um mich. „Nein..Nein! Ich bin nicht verrückt! So tut doch endlich etwas!“ Plötzlich kam die Frau von heute Morgen herbeigeeilt und ich atmete erleichtert auf. Endlich. Anstatt jedoch den verletzten Soldaten zur Hilfe zu kommen, steuerte sie widererwartend entschlossen auf mich zu. In ihrer Hand hielt sie etwas dünnes, spitzes, das in der Sonne glänzte. Etwas stach mir in den Arm, dann wurde die Welt schwarz.

Als ich aufwachte, bebte ich am ganzen Körper. Einen Moment lang verlor ich die Orientierung und keuchte panisch auf, doch dann spürte ich die weichen, vertrauten Kissen unter mir. Als ich die Augen aufschlug bemerkte ich, dass ich nicht allein war. Die Frau mit den Grübchen saß an meiner Bettkante und lächelte mich erleichtert an. „Da hast du uns aber einen ganz schönen Schrecken eingejagt, Elizabeth.“ Ich wollte fragen was geschehen war, doch aus meiner Kehle kroch nur ein gurgelnder Laut. Auch der Versuch mich selbstständig aufzurichten, scheiterte kläglich. „Hey, hey, nicht so schnell, Elizabeth. Ruh dich doch erst einmal aus. Hier, nimm die. Das wird die Schmerzen lindern.“ Sie nahm eine kleine, rosa Pille aus einer Schachtel mit der Aufschrift „Montag“ und reichte sie mir. Mit zitternden Händen nahm ich sie entgegen, auch wenn ich keine der angeblichen Schmerzen spürte. Langsam rutschte sie meine Kehle hinunter, mein Mund fühlte sich ausgedörrt an.

Sie half mir dabei, mich in einen großen, alten Schaukelstuhl zu setzen. Nach einer Weile wurde ich schläfrig und entspannte mich ein wenig, plötzlich schien wieder alles ganz dumpf und verschwommen. Mein Atem verlangsamte sich, mein Herz schlug in einem gleichmäßigen, ruhigen Takt. Erinner dich. Mein Körper prickelte. Die Stimme war nun deutlicher denn je, ja es war, als hätte mir jemand direkt in mein Ohr gewispert. Sie war dunkel und voll, fast sogar ein bisschen beruhigend. Ich wippte in meinem Stuhl vor und zurück, vor und zurück, vor und zurück, zurück...zurück...

Ihre Wangen glühten vor Vorfriede, der Wind spielte ausgelassen in ihrem goldenen Haar. Hier an der alten Scheune würden sie sich treffen, hatte er gesagt. Ihre Füße wippten ungeduldig auf und ab, Monate war es her gewesen. Plötzlich verdeckte jemand ihr mit beiden Händen das Gesicht. Große, starke, männliche Hände. Ihr Herz machte einen Satz. „Hab ich dich“, säuselte er ihr zärtlich ins Ohr. „John!“, rief sie freudestrahlend. Ihr Lachen schallte über den ganzen Hof. Er wirbelte sie herum, steckte eine ihrer Strähnen hinter ihr Ohr wie er es immer tat, und küsste sie hingebungsvoll. Lange Zeit standen sie einfach nur da, ineinander verschlungen, nur der Moment zählte. Als er auf sie herabsah, leuchteten seine tiefblauen Augen überrascht auf, als wäre ihm etwas Wichtiges eingefallen. „Ich hab etwas für dich!“, sagte er und trug dieses verschmitzte Lächeln im Gesicht, das sie so sehr liebte. „Mach die Augen zu.“ Sie schloss die Augen und merkte, wie sie sanft hochgehoben wurde. Er trug sie über die Schwelle in ihr kleines Heim, und ließ sie vorsichtig hinunter. „Du darfst sie wieder aufmachen.“ Sie sog scharf die Luft ein. Vor ihr stand ein hölzernes Kinderbett, so winzig und wunderschön. Voller Bewunderung strich sie über die unzähligen Verzierungen und Figuren. „Oh John! Das muss ein Vermögen gekostet haben!“ Sie schlang die Arme um ihn. Sein weicher Blick hielt sie fest, ließ sie nicht mehr gehen. „Mach dir darum keine Gedanken“, raunte er mit tiefer Stimme. Seine Hände wanderten langsam an ihr herab, bis sie auf ihrem runden Bauch verweilten. „Ich wünschte, du könntest dabei sein, wenn es so weit ist“, sagte sie leise. „Ich doch auch. Aber du weißt, dass das nicht geht. In diesen Zeiten darf niemand auch nur daran denken, früher heimzukehren. Ich muss meine Pflicht tun.“ Sie schwieg bedrückt. „Ich weiß doch. Es wäre nur so schön gewesen. Aber lass uns nicht weiter darüber reden.“ Die Zeit verging viel zu schnell, wie im Flug zog sie vorüber.

Schon bald standen sie wieder an derselben Schwelle, über die er sie vor wenigen Tagen noch getragen hatte. Ein letztes Mal schmiegte sie sich an ihn, atmete seinen berausenden Duft tief ein und schaute verträumt zu ihm auf. Sie wollte sich jedes noch so kleine Detail von ihm ganz genau einprägen, nichts durfte verblasen, wenn sie später wehmütig an seine Heimkehr dachte. „Das nächste Mal, wenn wir uns sehen, heirate ich dich“, murmelte er in ihr Haar. Der Abschied war wie immer bittersüß, alles in ihr sträubte sich, ihn gehen zu lassen. Monatelang erhielt sie Briefe: Lange. Kurze. Hoffnungsvolle. Verzweifelte. Briefe jeglicher Art, aber immer mit demselben Versprechen. Dann kam der Tag, an dem sie vergeblich wartete.

Ich wachte auf. Mein Gesicht war ganz nass und als ich über meine Lippen leckte, schmeckte ich Salz. Ich hatte das Gefühl, mit jedem Schritt ein wenig älter zu werden. Irgendwann schaffte ich es nicht mehr zum Fenster, kraftlos und still lag ich in meinem Bett. Das vertraute Geräusch der auf- und abmarschierenden Soldaten verlor sich in der Ferne, bis es gänzlich verstummte. Ich war so müde, so unglaublich müde. Ermattet schlossen sich meine Augen und mit einem Mal wurde ich federleicht, losgelöst von der fremden Welt unter mir betrachtete ich erstaunt das bunte Treiben. Damals hatte sich hinter meinem Blick nichts als verworrene Schwärze befunden, da war ich mir sicher, und jetzt erstreckte sich eine ganze Welt vor mir. Mit jedem schwachen Atemzug distanzierte ich mich etwas mehr von der kleinen, blauen Kugel, wurde höher und höher empor gehoben, bis nur noch ein winziger Punkt zu sehen war. Immer öfter entschwebte ich dem Gefühl der Erschöpfung in meinen Träumen, eine Wolke der Schwerelosigkeit, weit, weit weg. Allein die Frau mit den Grübchen holte mich dann und wann auf den Boden der Tatsachen zurück, wenn es in dieser entfernten Welt an der Zeit war die rosa Pille einzunehmen, mein Kopfkissen aufzuschütteln oder zu essen, obwohl ich keinen Hunger verspürte. Schweben machte nicht hungrig, es machte süchtig. Stunden um Stunden verbrachte ich in den süßen Augenblicken des sanften Friedens, weit abseits von all dem Schmerz und Kummer. Es ist an der Zeit. Irgendwo zwischen meiner eigenen und der fremden Welt unter mir erschallte die dunkle Stimme, lauter denn je. Ich wusste nicht woher sie kam, doch zum ersten Mal verspürte ich keine Angst, als sie ertönte. Vielmehr zog sie mich in ihren Bann, sie war zum Greifen nahe. Sie gehörte einem Mann da war ich mir sicher, sie klang so.. vertraut. Du weißt wer ich bin, Elizabeth. Sieh selbst, wer vor dir steht. So wie er meinen Namen aussprach, fiel es mir wie Schuppen von den Augen.

Die Welt hörte auf sich zu drehen. Strahlend stand er vor mir, meine einzige und wahre Liebe. Augen so dunkel und geheimnisvoll wie die Tiefen des Meeres blickten mich so verzückt an, dass ich augenblicklich nach Luft rang. Sehnsucht erfüllte meinen Körper. Sehnsucht, die ich jahrelang verdrängt hatte, weil sie zu schmerzlich gewesen war. Und jetzt stand er vor mir, nach all den Jahren. Nach all den Jahren der Einsamkeit, all den Jahren des Wartens. Stand er vor mir, als wäre er nie weg gewesen. Mein wunderschöner Soldat. „John, ich..“, meine Stimme versagte. Shh. Sag nichts, meine Liebste. Ich bin gekommen um dir das zu geben, was ich dir schon damals versprochen hatte. Erinnerst du dich? Und ob ich mich erinnerte. Der Tag, an dem er mir sein Wort gegeben hatte, der letzte Tag, an dem er mich in seinen Armen hielt. Bei all denen, die mir entfallen waren, dieser war mir stets geblieben. Nicht, dass ich mir bei all dem Schmerz nicht gewünscht hätte, ihn zu vergessen. Doch vergessen wollen heißt erinnern. Sein Lächeln war engelsgleich, als er mir zärtlich eine graue Strähne hinters Ohr schob. Ich habe dich nie im Stich gelassen, Elizabeth. Tag und Nacht habe ich über dich gewacht. In guten wie in schlechten Zeiten, so heißt es doch oder? Eine Träne stahl sich aus meinem Augenwinkel. Vorsichtig streckte er seine Hand nach mir aus und strich mir behutsam über die Wange, bevor sie den Boden berührte. Tief im Inneren hatte ich es gewusst, die ganze Zeit über. So verbissen hatte ich nach Wahrheit gesucht, dass ich blind für das gewesen war, das die ganze Zeit über direkt vor mir lag. Lass mir dir Ewigkeit schenken, Elizabeth. Ein für alle Mal, nur du und ich. Lass mich dich ein letztes Mal über die Schwelle tragen. Bist du bereit?

Der Ansatz eines schwachen Lächelns glitt über meine Lippen. „Ich war nie mehr bereit.“ Meine Stimme kratzte und ich unterdrückte ein Husten, die Zeit rann mir davon. Schließ die Augen. Ich konnte sein Lächeln fast spüren, wie warme Sonnenstrahlen kitzelte es auf meiner Haut. Plötzlich wurde ich empor gehoben, seine starken Hände trugen meinen schwachen Körper mit der Leichtigkeit einer Feder. Glücklicherweise sank ich an seine Brust, sein Duft benebelte meinen Verstand. Ich warf einen letzten, müden Blick auf die winzige, blaue Kugel unter mir, dann wurde ich von strahlendem Licht umhüllt.

Und da wusste ich: Dies ist die Welt, in die ich gehöre.

Für meine Uroma. Mae-Christine Müller

Nagihan Kiyik

Eine Reise in meine Träume

LIVE
YOUR
LIFE

Eine Reise in meine Träume

Es ist Sonntagabend und ich weiß, dass morgen wieder die Schule anfängt. Ich stehe am Fenster und schaue zu den Sternen hoch. Tausende von Gedanken schießen mir durch den Kopf: „Was wohl da oben ist?“ Ich zerbreche mir ständig über solche Sachen den Kopf. Ist ja auch kein Wunder bei mir. Ich war schon immer anders als die anderen Kinder. Schon im Kindergarten wollte keiner mit mir spielen, weil ich viel zu schüchtern war. Ich habe mir immer eine Ecke gesucht, in die ich mich dann verkriechen konnte. Als wäre ich nicht da, als würden mich die anderen Kinder nicht sehen. Ich glaube das hat den anderen Kindern Angst gemacht. Meine Erzieherin versuchte mich die ganze Zeit zu intergrieren, aber die Kinder schubsten mich nur weg. So verbrachte ich also meine Kindergartenzeit in der Ecke, als wäre ich unsichtbar.

Mittlerweile bin ich 17 Jahre alt und gehe auf die Realschule. Ich gehöre nicht wirklich zu den beliebtesten Schülern, eher das Gegenteil ist der Fall. Kein Wunder, so wie ich aussehe. Mein Gesicht ist voller Akne und einen Bart habe ich auch noch nicht wirklich. Über meine Freunde will ich erst gar nicht reden, denn ich habe nicht wirklich welche. Wenigstens sind meine Schulnoten einigermaßen gut. Meine Eltern bekomme ich kaum zu Gesicht, so viel wie die arbeiten. Die kennen mich eigentlich gar nicht so richtig. Die denken, ich sei beliebt und glücklich. Wenigstens geht es uns finanziell gut. Was mir wirklich Spaß am Leben bereitet ist die Musik. In ihr kann ich mich widerspiegeln. Die Musik ist wie ein guter Freund für mich.

Der Wecker zeigt schon auf 23 Uhr und so lege ich mich in mein Bett und versuche zu schlafen. Ich wälze mich die ganze Zeit von rechts nach links und wieder zurück, bis ich irgendwann einschlafe. Und plötzlich stehe ich da, mitten in einem schwarzen, dunklen Raum.

Ich weiß nicht wo ich bin. Ich stehe auf und versuche mich zu orientieren aber es ist alles schwarz, schwarz wie die Nacht. Plötzlich sehe ich einen Schatten. Etwas fliegt genau auf mich zu. Ich ducke mich schnell nach unten: „Was war das?“. Ich bin total verwirrt und neife meine Augen zu, in der Hoffnung, dass ich wieder aufwache. Als ich meine Augen öffne, sehe ich viel klarer.

Ich bin ziemlich klein. Ich schaue nach oben. Über mir fliegen riesige Wörter - um es genau zu sagen - es sind Sätze. Ich versuche die Sätze zu entschlüsseln, aber ich kann es nicht, da sie hoch über mir in der Luft herum schwirren. Ich laufe einfach herum in der Hoffnung, dass ich irgendwie hier herauskomme. Ich sehe von weitem eine Tür, vielleicht ist sie ja der Ausgang. Ich renne auf sie zu. Als ich immer näher komme, bemerke ich, dass es drei Türen sind. Auf einer steht das Wort „Zukunft“ und auf den anderen zwei „Träume“ und „Perspektive“. Ich weiß nicht warum, aber ich habe irgendwie das Verlangen, durch eine dieser drei Türen zu gehen. Ich weiß nicht, was mich dahinter erwartet, aber ich laufe wie ferngesteuert auf die „Perspektive“ zu. Ich greife mit nass geschwitzten Händen nach der Türklinke und schreite durch den Eingang.

Ich habe plötzlich keinen Boden mehr unter den Füßen, ich stürzte in die Tiefe. Alles ist schwarz und dunkel ich hoffe nur, dass ich nicht zu hart auf den Boden knalle. Ich frage mich: „Was wird mit mir geschehe?“. Ängstlich kneife ich meine Augen erneut zu, das hatte ja schon einmal funktioniert. Als ich sie wieder öffne, befinde ich mich auf einer Toilette. Nach genauerer Betrachtung erkenne ich, das es die Schultoilette ist. Ich stehe vorm Spiegel, doch dort sehe ich mich nicht. Mein Spiegelbild ist groß, dünn und hat eine wunderschöne Haut. Ich bin in einem neuen Körper, in dem von Sven. Sven ist einer der beliebtesten Jungen unserer Schule. „Wie kann das sein?“

Jemand betreibt die Toilette und sagt zu mir: „Sven, kommst du? Der Unterricht fängt an!“ Ich bin verwirrt und laufe ihm irritiert hinterher. Auf dem Weg zum Klassenraum grüßen mich alle. Sowa kenne ich gar nicht. Ich setze mich in die Klasse, um mich herum die hübschesten Mädchen, die alle mit mir reden wollen. Ich bin völlig überfordert. Hinten im Klassenraum sehe ich einen Jungen. Er sieht traurig aus. Ich weiß, dass ich das bin. Das gibt mir zu denken. Ich verfolge den Unterricht. Ich erkenne, dass mehr in mir steckt. Doch wegen meiner Schüchternheit traue ich mich nie aufzuzeigen. Ich habe Angst, etwas falsches zu sagen. Ich starre die ganze Zeit zu meinem „Ich“ rüber, doch diese Person sitzt zurück gezogen und alleine in der Ecke. So wie früher im Kindergarten. Als es zur Pause klingelt, erkenne ich, dass Schule Spaß machen kann: Wenn man dazu gehört, bewundert und gesehen wird.

Kein Wunder, dass die anderen Schüler gerne zur Schule gehen. Wenn mein Tag doch halbwegs so viel Spaß machen würde wie der jetzige.

Den Rest des Tages verbringe ich mit Svens Freunden. Wir chillen im Park, wir sind etwa 10 Leute. Wir alern herum und reden über alles mögliche. Ich habe das Gefühl, dass ich wirklich dazu gehöre. Ich lege mich auf den Boden und schaue in den Himmel hoch. Ich lasse meine Augen geschlossen, genieße den Augenblick. Doch plötzlich stehe ich wieder vor den drei Türen. Ich weiß nicht warum, aber ich habe das Verlangen durch die nächste Tür zu gehen, auf der „Zukunft“ steht. Also ergreife ich mutig die Türklinke und mache sie auf. Als ich meine Augen aufmache, stehe ich auf einer Bühne. Ich schaue mich um. Die Bühne ist riesig. Hinter mir erblicke ich eine Band. Es sieht fast so aus, als würden sie gleich spielen wollen. Ein Mann kommt auf mich zu. Er drückt mir ein Mikrofon in die Hand und sagt: „In 39 Sekunden geht es los!“ „Was will er von mir?“. Die Band beginnt zu spielen. Die Melodie kommt mir bekannt vor. Es ist mein eigenes Lied, das ich komponiert habe. Vor mir erblicke ich ein riesiges Publikum. Ich will am liebsten wegrennen, aber ich nehme das Mikrofon und halte es in Höhe meines Mundes. Der Gesang kommt dann einfach so aus mir heraus. Als hätte hätte ich die ganzen Jahre nichts anderes gemacht, als auf der Bühne zu stehen und zu singen. Als ich fertig bin, fängt das Publikum an jubeln. Ich bin fasziniert. Ich hätte nie zu Träumen gewagt, vor so vielen Leuten zu singen. Es hat mir so viel Spaß gemacht. Die Security nimmt mich dann mit nach hinten. Ich werde schon so behandelt wie ein richtiger Star. Wahnsinn!

Auf dem Weg wollen so viele Leute ein Autogramm von mir. Da sehe ich ein Plakat mit meinem Portät „Paul Müller on Tour!“. Paul Müller das bin ich. Ich kann es nicht glauben. Ich als Musiker in der Zukunft. Und ich habe sogar Erfolg damit. Die Leute lieben mich. Ich stehe immer noch vor dem Plakat, weil ich so fasziniert bin

Und plötzlich stehe ich wieder vor den drei Türen. Durch die Tür „Träume“ bin ich noch nicht gegangen. Also greife ich nach der dritten Türklinke und schreite durch sie hindurch. Ich bin schon gespannt, was nun auf mich zukommen wird. Ich liege am Boden und wieder sehe ich nur schwarz. Alles ist dunkel.

Doch von weitem sehe ich ein Licht. Ich gehe langsam darauf zu. Vor mir stehen ein Tisch, eine Lampe und ein Zettel mit einem Stift. Ich setzte mich auf den Stuhl und blicke auf den Zettel. Auf dem Blatt steht mit großen Buchstaben: „Träume“. Ansonsten ist das Blatt leer. Ich fange an zu grübeln: „Warum steht denn auf dem Zettel sonst nichts? Wo sind meine Träume?“ Nach langem Kopfzerbrechen wird mir klar, dass ich bis zu heutigen Tag gar keine Träume hatte. Ich habe mir noch nie Gedanken über meine Träume gemacht.

Ich schließe die Augen und versuche mir meine Träume vorzustellen. Als ich meine Augen wieder öffne, stehe ich in meinem eigenen Zimmer. Mein „Ich“ kommt gerade durch die Tür. Ich erkenne, dass es mich nicht wahrnimmt. Es ist, als sei ich ein Geist. Ich betrachte mein eigenes Ich, beobachte mein Verhalten, studiere mein Styling - einfach alles, was es zu beobachten gibt.

Gerade will ich nach meinem Ich greifen, da wache ich auf. Ich liege in meinem Bett und bin nass geschwitzt. Mir wird klar, dass alles nur ein Traum gewesen sein muss. Doch die Gedanken sind echt. Sie sind ein Teil von mir, die auf dieser Reise ins Ungewisse, diese Reise ins Unbewusstsein auf mich gewartet haben.

Ich weiß jetzt, dass ich mich ändern muss. Ich habe mir nie Mühe gegeben, mich zu integrieren. Ich habe nur die schlechten Seiten des Lebens gesehen, nur die traurigen Seiten von mir: Meine Angst, meine Schüchternheit, meine Einsamkeit und meine Sehnsucht. Durch diesen Traum weiß ich jetzt, was ich alles falsch gemacht habe. Nun habe ich gesehen, wie meine Zukunft aussehen könnte und es fühlte sich gut, einfach richtig an.

Ich stehe auf und gehe ins Badezimmer. Ich style mir zum ersten Mal mit Gel die Haare nach hinten. Meine Pickel sind weg. Ich werfe einen ausgiebigen Blick in den Kleiderschrank. Meine Mutter hat mir wohl neue Klamotten gekauft. Ich ziehe mir eine schwarze Hose an, darüber ein cooles T-Shirt. Die Hose trage ich ein bisschen tiefer und dazu noch ein Gürtel. Das ist ja heute in. Hinten im Kleiderschrank sehe ich neue Nike-Schuhe. Die ziehe ich sofort an. Ich muss ehrlich sagen, dass meine Mutter echt Stil hat.

Ein Blick in den Spiegel und da steht ein ganz neuer Typ vor mir. Ich kriege das Lachen nicht mehr aus meinem Gesicht. Meine Eltern reagieren verblüfft auf meine Wandlung. Meine Mama sagt: „Schatz, was hast du dich so in Schale geschmissen“. Ich antworte im Vorübergehen: „Will mal was neues ausprobieren“. Vater ruft mir noch zu: „Steht dir!“

Als ich dann in der Schule ankomme, setze ich mich in die Klasse. Wirklich jeder starrt mich an. Es gefällt mir aber irgendwie. In der Pause suche ich vorsichtig den Kontak zu den anderen. Ich frage Sven, ob wir uns nicht mal privat treffen sollten. Wir haben uns sogleich verabredet. So haben sich langsam neue Freundschaften entwickelt. Die Schule macht mir mittlerweile auch richtig Spaß.

Ich weiß nicht, wie mein Leben weitergehen wird, aber ich habe verstanden, dass man nichts zu verlieren hat, wenn man alte Gewohnheiten an den Nagel hängt. Man sollte einfach mal was wagen. Ich stand mir selber die ganze Zeit im Weg. Das Problem waren nicht die anderen, sondern ganz alleine ICH. Durch mein negatives Denken habe ich gar nicht mitbekommen, wie viel Spaß das Leben bietet. Mein Motto lautet nun: „LIVE YOUR LIFE - LEBE DEIN LEBEN" und wage die Reise ins Ungewisse. Das Leben ist voller schöner Überraschungen wenn du erstmal die Reise antrittst.

Nagihan Kiyik

ANNIKA DIRKS

Dem Elend entkommen



Dem Elend entkommen?

Reisebeginn

Langsam ging sie an Bord. Zögerlich. Ängstlich. Sie wollte nicht. Wollte nicht ihre Heimat verlassen. Endgültig. Für immer. Aber es blieb ihr keine andere Wahl. Ihre Familie konnte nicht mehr in diesem von Armut und Hunger geplagten Land leben. Überleben. Sie hatten es lange versucht, doch es wurde nicht besser. Nur schlimmer. Immer schlimmer. Niemand wusste wie lange die Zeit des Hungerns noch andauern und wie viel Opfer sie noch fordern würde. Emma wollte nicht unter ihnen sein. Unter den Toten, die an jeder Straßenecke lagen. Unter den Menschen, die vor Erschöpfung zusammengebrochen waren, nie mehr aufstehen würden und um die sich niemand kümmerte. So ging es seit Wochen.

Immer mehr Rivalität und Feindseligkeit auf den Straßen. In den Familien. Jeder Mensch, jedes Familienmitglied war eine Last. Noch ein weiteres Maul zu stopfen. Vergrößerte das Risiko selber zu verhungern. Die Alten, die Schwachen, die Kinder. Sie starben als erstes. Waren nicht mehr stark genug, hatten nicht mehr die nötige Kraft in diesem Elend zu leben. Wie viele Trauernde hatte sie in den letzten Wochen gesehen? Eltern, die ihre Kinder zu Grabe trugen mit der Gewissheit, ihnen bald folgen zu müssen? Zu viele.

Sie sollte froh sein über die Chance, die ihr geboten wurde. Aber sie konnte es nicht sein. Zu tief saß die Trauer. Zu stark war die Sehnsucht. Ihr ganzes kurzes Leben hatte sie an diesem einen Ort verbracht und nun wurde sie aus ihren Alltag gerissen. Sollte alles zurücklassen. Ihren Besitz und ihre Freunde, die vielleicht auch bald sterben würden. Ein Wiedersehen? Ausgeschlossen. Ihre Eltern erhofften sich sehr viel von dieser Überfahrt und von Amerika, da ihre Tanten und Onkel schon vorgereist waren und in ihren Briefen nur Begeisterung zu erkennen war. Auch die Schiffsreise sollte relativ angenehm sein bis auf die Tatsache, dass sehr viele Menschen auf engen Raum zusammenlebten.

„Emma! Beeile dich bitte!“, rief ihre Mutter, als sie immer noch auf der Planke stand und keine Anstalten machte sich zu bewegen, obwohl hinter ihr noch weitere hundert Menschen darauf warteten das Schiff zu betreten und einen Neuanfang zu wagen.

Eilig lief sie weiter. Ein sehnsüchtiger Blick über ihre Schulter war alles was ihr noch blieb. Eine letzte Erinnerung an ihre Heimat. Der Beginn einer ungewissen Reise.

1. Woche

Emma hasste es auf dem Schiff. Mehr als alles andere. Diese Enge. Zusammengepfercht mit diesen ganzen Menschen auf zu kleinem Raum. Keine Fluchtmöglichkeit. Keine Privatsphäre. Diese Aggressivität. Nirgendwo war man vor Anfeindungen sicher. Nirgendwo konnte man alleine sein. Sie waren noch nicht lange unterwegs, aber das Eingeschlossensein wirkte sich schon jetzt auf die Passagiere aus. Auch Emma merkte, wie sie immer gereizter reagierte und sich am liebsten einfach nur verstecken wollte. Flüchten. Welche Ironie, denn sie waren schon vor der Hungersnot geflüchtet, um ihr Leben zu retten, aber diese Reise ließ sie immer mehr an ihrem Verstand zweifeln.

Wach lag sie in ihrem Stockbett. Konnte nicht schlafen. Zu laut war das Schnarchen der anderen. Zu laut das Rauschen des Meeres. Zu stark das Schaukeln des Schiffes. Was würde sie in Amerika erwarten? So viel Land, wie sie wollten? Das Entkommen aus der Armut? Sie konnte nur hoffen und beten. Für sich und ihre Familie. Emma wusste nicht wie es weitergehen sollte, falls ihre Pläne scheiterten. Ihre Eltern hatten ihr letztes Ersparnis für die Schiffsfahrt ausgegeben und sie würden mit Nichts in Amerika dastehen. Alles war abhängig von dieser Reise.

3. Woche

Die Tage zogen sich immer mehr in die Länge und diese Eintönigkeit trieb die Passagiere alle noch in den Wahnsinn. Sie hatten kein Zeitgefühl mehr, keine Abwechslung und besonders den Kindern war langweilig. Niemand wusste wie man sich noch beschäftigen sollte. Der immer gleiche Tagesablauf wurde nur unterbrochen von den ständigen Prügeleien, die meistens völlig grundlos waren. Ein Aufeinandertreffen der verschiedenen Kulturen. Jeder wollte seinen Traditionen nachgehen und seine Wünsche erfüllen, aber dies war nicht möglich. Emma wusste nicht, wie lange sie es noch würde ertragen können auf diesem Schiff gefangen zu sein. Sie hatte sich alles viel einfacher vorgestellt. Nicht so viele Menschen. Nicht so wenig Platz und vor allem die langsam vergehende Zeit. Ihr kam es vor, als wären schon Monate seit der Abfahrt vergangen.

5. Woche

Panisch hielt Emma sich fest. Bitte, bitte, lass uns das überleben, betete sie im Stillen mit geschlossenen Augen. Sie waren mitten in einen Sturm geraten und das Schiff wurde nur so hin und her geschleudert. Emma konnte selbst im Zwischendeck über das Toben der Wellen die Schreie von oben vernehmen. War jemand über Bord gegangen? Im Zwischendeck klammerten sich alle Familien aneinander, hofften, dass dies nicht ihr Ende sein würde. Hofften, in ihrem Leben Amerika noch erblicken zu können. Niemand traute sich aufzustehen. Niemand traute sich die Matrosen zu fragen, wie schlimm es war. Sie wussten es trotzdem alle. Konnten es daran hören, wie die Winde brutal gegen ihr Schiff peitschten. Daran wie die Wellen ihre Fahrtrichtung beherrschten.

6. Woche

Es dauerte eine Woche bis der Sturm endlich endete und sie wieder Kurs aufnehmen konnten. „Die Lebensmittel sind knapp und das Trinkwasser wird auch nicht mehr ewig reichen! Vieles ist beschädigt worden! Wie sollen wir diese Fahrt nur überleben?“, hörte Emma jemanden sagen. Ja, sie hatten kaum noch Proviant und es sah wirklich schlecht für sie aus. Die Menschen begannen zu hungern. Sie wurden schwächer. Anfälliger. Anfälliger für den Egoismus, der anfang sich immer mehr durchzusetzen. Jeder wollte nur überleben. Auf Kosten der anderen. Auch mit Diebstahl von Lebensmitteln. Es gab nur noch sehr knappe Essensrationen und die Menschen, die das meiste bezahlen konnten, bekamen auch entsprechend viel. Das Elend verbreitete sich auf dem Schiff und es spiegelte fast das Leben in ihrem Heimatland während der Notzeit wieder.

„Du dreckiger Dieb! Rück sofort mein Brot heraus“, fing auch schon wieder einer der Männer an zu schreien. Emma wappnete sich für das, was nun kommen würde und tatsächlich dauerte es keine Minute bis die beiden Männer sich schlagend auf dem Deck lagen. Warum konnten sie sich nicht vertragen? Warum war alles so anders, als sie es sich vorgestellt hatte? Ihre Onkel und Tanten waren immer nur voll Lob über die Überfahrt gewesen und hatten nie erwähnt, wie sich die Menschen an Bord veränderten. Selbst die Friedliebendsten schienen immer aggressiver zu werden. Jeder misstraute jedem.

8. Woche

Schon wieder ein Toter. Der dritte diese Woche. Die Menschen starben wie die Fliegen. Die Cholera hatte sie fest im Griff. Es wurde immer gefährlicher so eng mit anderen in Kontakt zu sein. Vermeiden ließ es sich aber auch nicht. Schließlich waren sie nur von Meer umgeben. Keine Flucht möglich und Panik verbreitete sich. Keiner wollte der nächste sein. Keiner wollte qualvoll sterben.

„Emma! Emma! Du musst schnell kommen. Mutter geht es immer schlechter!“, rief ihre ältere Schwester aufgebracht und resigniert schloss Emma die Augen. Auch ihre Mutter würde sehr bald zu den Opfern dieser Krankheit gehören. „Meine Kinder, bitte versprecht mir etwas“, bat ihre Mutter noch ein letztes Mal und mit tränenden Augen nickten die Geschwister. Am liebsten hätten sie ihre sterbende Mutter noch einmal in den Arm genommen, doch das Risiko konnten sie nicht eingehen. Konnten nicht riskieren, sich anzustecken.

„Versucht euer Glück zu finden. Was auch immer geschieht“, waren ihre Abschiedsworte und ihr Herz blieb stehen bevor ihre Kinder noch antworten konnten. Trotzdem nahmen sie sich vor sich daran zu halten. Den letzten Wunsch ihrer Mutter zu erfüllen.

10. Woche

„Land! Land in Sicht“, schrien alle durcheinander. Erschöpft, aber glücklich. Sie hatten ihr Ziel erreicht. Überlebt. Abgemagert. Krank, aber lebend. Nicht alle von ihnen konnten an diesem Augenblick teilhaben. Gut die Hälfte der Passagiere war der Cholera erlegen und im Meer bestattet worden. Doch von diesen traurigen Gedanken wollte niemand sich die Stimmung trüben lassen. Sie hatten alle einen Traum. Frei zu leben. Und dieser würde sich nun hoffentlich erfüllen.

Eine Reise endete hier, während eine neue begann.